

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 26.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Die Beamten und besonders die Werkmeister fühlten sich durch diesen Wunsch geschmeichelt und erklärten sich mit Vergnügen dazu bereit.

„Und nun zum andern Punkte meiner Mitteilungen“, fuhr Franz Stein fort. „Die geschäftlichen Konjunkturen sind gegenwärtig für mein Etablissement sehr ungünstig. Ich sehe mich daher genötigt, von nächster Woche an eine zwanzig-prozentige Lohnreduktion eintreten zu lassen. Ich gebe Ihnen allen die Versicherung, daß ich absolut nicht anders handeln kann und bitte Sie, das allen unsern Arbeitern ausdrücklich zu sagen. Die Löhne gehen mit dieser Reduktion noch nicht ganz auf den Stand des Durchschnittslohnes in den Fabriken des buchenselser Kreises hinab und sie werden, sobald sich die Konjunkturen bessern und mein Geschäft einen entsprechend großen, festen Kreis von Abnehmern erworben hat, wieder aufge bessert werden. Vorläufig aber kann ich mir und meinen Arbeitern die sehr unangenehme Notwendigkeit der Lohnbeschränkung nicht ersparen.“

Er schwieg. Die Beamten sahen wieder einer den andern an — diesmal noch betroffener als vorher.

„Das wird böses Blut machen, Herr!“ jagte endlich ein alter Werkmeister, — „die Leute sind von den politischen Geschichten so aufgeregert — sie werden es sich nicht gefallen lassen wollen —“

Franz Steins ernstes Gesicht verdüsterte sich zusehends. „Ich kann nicht helfen“, erwiderte er. „Die Fabrik besteht fort, wenn ich diese Reduktion durchführe, sie würde, kaum begründet — den schwersten Sorgen entgegengehen, wenn ich es nicht täte. Einen bescheidenen Lohn zu bekommen, ist besser als gar keinen. Wer mehr verdienen kann, dem werde ich es nicht verdanken, wenn er mir den Rücken kehrt.“

„Da hatte der Schwarz also doch recht“, sagte der alte Werkmeister, indem er sich im Aerger und in der Aufregung mit seiner Mütze auf den Schenkel klopfte.

„Welcher Schwarz und womit hatte er recht?“ fragte Stein, indem er sich in rascher Viertelsumwendung zu dem Alten kehrte.

„Nun der Schwarz eben, der Kandidat von den Arbeitern — der sagte neulich in der Versammlung, die Löhne wären grade in unserm Kreise hundsmäßig schlecht, und da rief einer von unsern Arbeitern aus der Versammlung: Bei uns nicht — bei uns mag's gehen, bei Stein nämlich. Und darauf lachte der Schwarz und sagte: Wart's nur ab, wie lange der Spas dauert. Neue Besen kehren gut und —“

Der Werkmeister stockte, er hielt offenbar für nicht rätlich, mehr zu sagen.

„Sprechen Sie mir weiter, Willmers. Sie sind ja doch nicht verantwortlich für das, was der Herr Schwarz sagt.“

„Na, und wenn Sie erst so'n richtiger — —“, er suchte einen Augenblick nach einem milderem Ausdruck, als ihn der in seiner Redeweise meist sehr derbe Schwarz selbst gebraucht hatte, — „so'n richtiger Fabrikant geworden wären, da würd's — —“, wieder stockte er, dann aber faßte er sich ein Herz und stieß die folgenden Worte rasch und rauh heraus, „da würd's mit den Lohnreduktionen losgehen, daß uns allen die Augen übergehen würden.“

Die meisten andern von den Beamten und Werkmeistern zeigten sich über die Kühnheit des Alten bestürzt, sie schüttelten die Köpfe und brumten verdrießlich oder verlegen vor sich hin. Ein Techniker, der bei mehreren von den übrigen schon lange in dem Verdachte stand, daß er sich bei dem Fabrikherrn möglichst einzuschmeicheln geübt, rief sogar:

„Das ist eine Unverschämtheit von dem Schwarz und von dem Willmers auch, daß er's hier wieder sagt.“

Aber es war kein freundlicher Blick, mit dem ihn Stein für diese seine Meinungsäußerung betrachtete und auch die Antwort klang sehr kühl und abweisend:

„Ich hatte Herrn Willmers zu seiner Mitteilung aufgefordert, und ich danke Ihnen dafür, Willmers, ich bin ein Freund der Offenheit und Gradheit. Was den Herrn Schwarz betrifft, so hatte er ja vollkommen recht, wenn er meint, daß mich die Bedingungen, unter denen wir gegenwärtig in unserm Lande, insbesondere in unrer Provinz produzieren, sehr bald zwingen würden, an den Löhnen zu sparen, aber er hatte Unrecht, er urteilte leichtfertig und gehässig, falls er meinte, ich würde aus egoistischen Rücksichten, aus dem Grunde der Gewinnsucht etwa, meinen Arbeitern die Löhne kürzen. Das wird bei mir niemals geschehen, — ich werde mich Ihnen verpflichtet fühlen, meine Herren, wenn sie das den Arbeitern sagen wollen. Und nun wollen wir wieder an unsre Arbeit gehen.“

Er grüßte sie insgesamt mit freundlicher Kopfsneigung und die Beamten und Werkmeister gingen.

In der Fabrik geschah es, wie der alte Willmers gejagt hatte. Wie mit telegraphischer Geschwindigkeit lief die Nachricht von der Lohnreduktion von Arbeitssal zu Arbeitssal, überall Bestürzung, Zorn, Erbitterung erregend.

Kein Mensch wollte glauben, daß Stein gezwungen sei zu dieser so äußerst unliebsamen Maßregel.

„Der und nicht anders können!“ so oder ähnlich dachten und

sagten die meisten von den Arbeitern. „So'n riesig reicher Mann, wie der! Wir wissen ja, daß er allein für das prachtvolle Rittergut mehrere hunderttausende gekriegt hat, und bei der Errichtung der Fabrik, der Anschaffung der Maschinen u. dgl., da wurde nicht gespart, aber an uns möcht' er jetzt, was er hineingesteckt hat, gleich wieder doppelt und dreifach 'raus schlagen.“

So redeten sich die Arbeiter immer mehr hinein in den Grimm über ihren Fabrikanten, dem sie bisher zum größten Teil durchaus freundlich gesint gewesen waren.

Und noch am selben Tage wurden Stimmen laut:

„Wir dürfen's uns nicht gefallen lassen.“

„Aber was sollen wir tun?“ fragten andre.

„Das fragen wir den Schwarz, der wird's uns schon sagen.“

Damit waren alle einverstanden. Drei Mann wurden gewählt, den Schuhmacher und Reichstagskandidaten Schwarz aufzufordern, heut Abend noch auf eine Stunde in ein Wirtshaus zu kommen, wo sich die Arbeiter der steinschen Fabrik gewöhnlich von der Arbeit zu erholen suchten.

Schwarz hatte an diesem Abende grade keine Versammlung, freilich aber vor lauter Walvorbereitungen eigentlich keine Minute Zeit übrig; dennoch kam er, — es handelte sich um das Wohlwollen von wenigstens ein par hundert Wälern, das zu verschmerzen ihm nicht einfiel.

Die Bier- und Brantweinschenke gegenüber von Steins Fabrik war noch nie so kolossal überfüllt gewesen, als an diesem Abende. Schon lange war kein Stuhl mehr zu haben, als der Schuhmacher Schwarz ankam, geleitet von den Arbeitern, welche den Auftrag ausgeführt hatten, ihn einzuladen. Doch für ihn fand sich sofort Platz — mehrere wollten ihm bereitwillig ihre Sitze einräumen.

„Ich hab schon Platz,“ sagte er und setzte sich höchst ungenirt auf eine Tischkante.

„Nun, was gibt's also?“ rief er laut über das ganze Schenkzimmer zu reden fort. „Lohnreduktion? Hab's euch ja gesagt. Ihr seid wütend darüber? Pah, es wird noch viel schlimmer kommen, bis ihr alle gründlich aufgerüttelt seid aus eurer vertrakteten politischen Gleichgültigkeit. So'n bischen Lohnreduktion hilft noch nicht viel, deswegen geht die Hälfte von euch immer noch nicht zur Wal.“

„Dho!“ riefen die Arbeiter von allen Seiten, „diesmal gehen wir zur Wal. Keiner bleibt zuhause und keiner darf zuhause bleiben.“

Der Schuhmacher Schwarz nickte befriedigt.

„So ist es recht — fürts nur auch aus.“

„Ja, aber was sollen wir tun?“ riefen wieder mehrere von den steinschen Arbeitern. „Sollen wir uns wirklich soviel von unsrem Lohn abziehen lassen?“

Schwarz zuckte die Achseln.

„Da ist wenig zu tun, jetzt grade. Arbeiter kriegt der Stein leicht genug wieder, wenn ihr streiken wolltet; wenigstens hätte er in ein par Wochen ganz bestimmt wieder, soviel er braucht.“

„Das wäte aber auch garnicht schön,“ ertönte jetzt eine beinahe salbungsvolle Stimme, „jetzt grade die Arbeit einzustellen, wo der Herr soviel und so notwendig zu arbeiten hat.“

Der Schuhmacher Schwarz sah sich nach dem Sprecher um. Als er bemerkte, daß derselbe kein gewöhnlicher Handarbeiter sein könne, verfinsterte sich sein Gesicht.

„Das glaub' ich nicht,“ sagte er. „Wenn der Stein jetzt viel und notwendig zu tun hätte, würde er doch wol nicht die Löhne zurückschrauben wollen. Das tun die meisten denn doch bloß, wenn's zu hapern anfängt mit der Arbeit.“

„Ich weiß es aber,“ antwortete dieselbe Stimme.

„Es ist der Techniker Faber aus unsrer Fabrik,“ riefen die Arbeiter. „Der wird es schon wissen.“

Es war derselbe Techniker, der heut Nachmittag im steinschen Komptoir sich so entrüstet über den alten Willmers geäußert hatte. Der Schuhmacher Schwarz betrachtete ihn aufmerksam und mißtrauisch.

„So? Und was wissen Sie also, Herr?“ fragte er.

„Ich weiß, daß Herr Stein Verträge mit Großhändlern abgeschlossen hat, wonach er bedeutende Quantitäten von Waren binnen kurzen zu liefern hat und Konventionalstrafen zu zahlen hat, wenn er nicht liefert. Und da mir das Wohl der ganzen Fabrik, des Fabrikherrn sowol als der Arbeiter, am Herzen liegt, sag' ich euch, Leute, halt ich's für ein schönes Unrecht, wenn jetzt die Arbeit eingestellt werden sollte — das würde unsern Herrn Stein wahrscheinlich in die ärgste Verlegenheit bringen und er würde das euch Arbeitern gewiß nie verzeihen.“

„Ach was, er soll uns nicht verzeihen — er soll uns nur, wie sich's gehört, bezahlen,“ riefen viele.

Um den Mund des Schuhmacher Schwarz hatte sich ein spöttisches Lächeln gelegt.

„Wenn es der Kerl wirklich mit seinem Fabrikherrn gut meint, so hat er sich als der größte Esel auf Gottes Erdboden gezeigt, als er uns das verriet,“ sagte er leise zu einem der Arbeiter, die mit ihm gekommen waren. Und daß es alle hören konnten, sprach er dann:

„Sie mögen es mit ihrem Fabrikherrn gut meinen und mit wem sie sonst wollen, der Fabrikherr aber meint es nicht gut mit seinen Arbeitern, sonst würde er ihnen das bischen Lohn gönnen. Daß er grade jetzt, wo das Geschäft Ihrer Behauptung nach vollauf Arbeit hat, die Löhne runterbrücken will, das kennzeichnet den Herrn zur genüge. Nicht Ihr Leute?“

„Und wie! — Sift abscheulich!“ riefen die Arbeiter aufgebracht durcheinander.

„Erst will unser Herr Stein eben was Tüchtiges verdienen wahrscheinlich,“ schrie der Techniker in den Tumult hinein, „damit er dann, wenn er ein ordentliches Vermögen hat und seine Fabrik die schlechten Zeiten nicht mehr zu fürchten braucht, seinen Arbeitern einen anständigen Lohn geben kann — so was glaub' ich gewiß von unserm Herrn!“

„Das kennen wir!“ entgegnete der Schuhmacher Schwarz trocken. Dann wante er sich zu den Arbeitern. „Wenn das ganz sicher ist mit den großen Austrägen und der Konventionalstrafe, so dünkte ich, steckt ihr euer gutes Herz einmal ein bischen beiseite und seht zu, ob der Herr Stein nicht vielleicht seine ganze Fabrikarbeit allein fertig kriegt. Der Herr hier könnte ihm ja mit seiner riesigen Liebe und Anhänglichkeit dabei helfen. So'n bischen Streik meine ich — was sagt ihr dazu?“

„Bravo!“ erschallte es aus hundert Kehlen, „ja, das wollen wir! Wir wären Narren, wenn wir die gute Gelegenheit nicht benützen.“

Der Techniker wollte reden. Aber man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Die Arbeiter riefen ihm zu, er solle lieber machen, daß er fortkomme. Solche Leute brauchten sie nicht. Er könne ja arbeiten. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er aus dem Lokal hinausgeworfen worden, da er mit seinen Bemühungen, sich Gehör zu verschaffen, nicht aufhörte. Ueber die Unvernunft und Schlechtigkeit der Arbeiter räsonnierend ging endlich der Techniker von dannen. Er begab sich schnurstracks nach Franz Steins Privatwohnung und ließ diesen durch den alten Diener bitten, ihn in einer sehr wichtigen Geschäftsangelegenheit noch so spät Gehör zu schenken.

Stein arbeitete. Um eine kurze Mitteilung oder Anfrage in Empfang zu nehmen, dazu habe er Zeit, ließ er dem so spät erscheinenden Besuche sagen.

Es sei auch nur eine kurze, aber inhaltschwere Mitteilung, die er bringe, jagte der Techniker, nach dem überhöflichen und unterwürfigen Gruße, mit dem er in Steins Arbeitszimmer eingetreten war.

„Ich komme direkt von einer Besprechung, welche die Arbeiter unsrer Fabrik in der Lohnreduktionsangelegenheit gehabt haben.“

Er hielt einen Moment inne, wie um die Wirkung zu beobachten, welche diese Einleitung auf Stein hervorbringen möchte.

„Nun und?“ fragte dieser sehr ruhig.

„Und — s'ist wirklich abscheulich undankbar — aber ich habe sie nicht davon abbringen können, trotzdem ich mir die größte Mühe gegeben habe, — gepriegelt hätten sie mich beinahe — sie wollen sich's nicht gefallen lassen.“

„Nicht gefallen lassen? Was wollen sie dagegen tun?“

„Die Arbeit einstellen. Keiner will auch nur eine Stunde zu dem herabgesetzten Lohne arbeiten.“

„Glauben Sie, daß die Leute ihr Vorhaben einmütig oder auch nur zum größten Teile ausführen werden?“

„Das glaub' ich ganz gewiß. Denn die sind von dem insamen Kerl, dem Schwarz, aufgehetzt — der hat die ganze Geschichte arrangirt, und — weil ich dem öffentlich widersprach und die Leute aufforderte, vernünftig zu sein und zu glauben, daß Sie, hochgeehrter Herr, ihre guten Gründe zu der Lohnreduktion haben müßten und sicher später wieder die alten Löhne einführen würden, sobald die Geschäftslage es Ihnen erlaube, deswegen haben sie mich beschimpft und gestoßen und am Ende zur Wirtschaft hinausgedrängt.“

Franz Stein sah dem Sprecher prüfend ins Gesicht.

„Wenn Sie das Interesse meiner Fabrik wargenommen haben,

Herr Faber, so danke ich Ihnen," sagte er — aber ohne alle Wärme im Ton. „Was ich angeht die drohenden Arbeitseinstellung zu tun habe, werde ich mir überlegen.“

Er griff nach der Feder. Aber Faber hatte noch etwas zu sagen:

„Dürfte ich mir noch eine Bemerkung erlauben?“

„Bitte.“

„Vermöge meiner Erfahrungen in meinen früheren Stellungen wäre ich wahrscheinlich imstande, binnen sehr kurzem auszuforschen, wo für uns brauchbare Arbeitskräfte zu haben wären, und ich würde gern bereit sein, sie rechtzeitig zur Stelle zu schaffen —“

„So?“ Wieder schaute Franz Stein den Techniker prüfend an. „Sehr freundlich. Ich werde Ihre Hilfe nach dieser Richtung hin selbstverständlich nicht zurückweisen, wenn ich derselben bedürfen sollte. Also bis morgen, Herr Faber, und nochmals meinen Dank!“

Der Techniker mußte nun wohl oder übel sich verabschieden. Aber er tat es nicht sehr zufrieden mit dem Erfolge seiner Dienstwilligkeit, und als der alte Diener die Vorkaltür hinter ihm geschlossen hatte, brumte jener in den Bart: „Unausstehlicher zugekloppter Kerl — der, — na, mir kann's egal sein, kann ich bei dem nichts ordentliches verdienen, so müssen die Pfaffen herhalten. Dem Domherrn muß ich so wie so gleich berichten, wie's hier steht.“

* * *

Franz Stein arbeitete, bis der Morgen graute. Dann legte er sich zu kaum zwei Stunden unruhigen Schlafes nieder. Er träumte von seiner Frieda einen schreckensvollen Traum. Er sah sie im Brautschmuck vor sich stehen — ganz in weiße Seide gehüllt, über dem weißen Kleide den langen, weit über die Füße hinabwallenden düftig zarten Brautschmuck. Sie trug den Myrtenkranz im Haar und in der Hand die Knospe einer weißen Rose. Langsam und wie feierlich ernst beugte sie sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn. Da, als er sie mit beiden Armen umschlingen wollte, sank sie zu Boden, ohne daß er sie aufrecht zu erhalten vermochte und — o Grauen! als er nach ihr hinabschaute, da sah er, daß dicht neben seinem Bette ein schwarzer Sarg stand, indem sie jetzt ausgestreckt, so, als ob sie sorgsam hineingebettet worden sei, lag — leichenhaft starr — das liebe Auge gebrochen, keine Spur von Lebensröte auf den eben noch so frischen Wangen, den Myrtenkranz von einem Cypressenzweig verdeckt.

Dieser Traum ergriff ihn furchtbar — er erwachte jählings mit dem lauten Schrei: Frieda, Frieda! gleichzeitig sprang er auf und sah tiefentsetzt und verstört ringsum.

Er vermochte sich nur schwer zu beruhigen, und sich von neuem zum Schlafe niederzulegen, war ihm völlig unmöglich. So setzte er sich wieder zur Arbeit, nachdem er beschloffen hatte, mit dem nächsten Eisenbahnzuge zur Stadt zu fahren.

Und er tat, wie er beschloffen hatte. Doch hatte er nicht veräußert, sich Gewißheit zu verschaffen über die Absichten seiner Arbeiter.

Die Werkmeister bestätigten, was der Techniker Faber ihm berichtet hatte.

Schweren Herzens reiste Franz Stein nach der Hauptstadt. Eine Droschke führte ihn nach der Wohnung seiner Braut. Sie konnte bereits wieder zuhause angekommen sein, denn Franz Stein wußte, daß sie an diesem Tage stets um elf Uhr des Vormittags ihre Unterrichtsstunden beendet hatte.

Aber er fand ihre Tür fest verschlossen. Nun wollte er sich nach dem Institut der Frau Krause begeben. Als er jedoch die Treppe hinabzusteigen begann, öffnete sich eine Tür und eine Frauenstimme rief:

„Der Herr wünscht wol zum Fräulein Häßler?“

„Zu meiner Braut,“ antwortete er. „Mein Name ist Franz Stein.“

„Ah, sehr erfreut, die werthe Bekanntschaft zu machen,“ sagte Frau Zampel, indem sie auf die Treppenspur trat. „Das Fräulein ist aber nicht zuhause — muß wol verreist sein — denk ich mir, denn sie kommt auch in der Nacht nicht mehr nachhause.“

Ein jäher furchtbarer Schreck durchzuckte Franz Steins Brust und gewaltsam mußte er sich fassen, um seine Bestürzung nicht deutlich zutage treten zu lassen.

„Sie wissen nichts Näheres über den Aufenthalt meiner Braut, — sie war doch nicht etwa krank?“

„Nein — krank wird sie wol nicht grade gewesen sein! Ich

weiß übrigens wirklich nichts, rein garnichts von dem Fräulein — nur das weiß ich, daß sie sich in der letzten Zeit sehr gequält hat, daß sie nicht glücklich war — sonst weiß ich wirklich garnichts, denn s'ist eben nicht meine Manier, mich um die Angelegenheiten meiner Mitmenschen zu kümmern — ganz gewiß nicht.“

Franz Stein betrachtete die Frau mit weitgeöffneten starren Augen.

„Sie hat sich gequält, sie war unglücklich — — weshalb?“

„Weshalb — ja weshalb!? Sie wird sich wol gar zu einsam gefühlt haben — sie hat doch gar keine Abwechslung, auch kein bißchen Zerstreuung gehabt, immer hat sie so allein gegessen, immer hat sie gearbeitet — und — das kann ich Ihnen sagen, mein Herr, so etwas hätt' ich auch nicht ausgehalten, wär ich so ein junges Blut, und das hält eben kein Mensch aus — da soll mir mal einer, der's versteht, sagen, ob man da nicht rein tiefsinnig werden muß — ja tiefsinnig sag ich Ihnen, mein Herr.“

In Franz Steins Gesicht hatte, während die Frau spizen, malitiosen Tones diese Worte herausstieß, keine Muskel gezuckt — nur die Lippen hatte er fest aufeinandergepreßt und keinen Blick von dem aller charakteristischsten, scharfen Züge baren schwammigen Gesichte der Frau abgewandt.

Als sie geendet, griff er an den Hut, wollte sich und ging eiligen Schrittes die Treppe hinunter.

Die Frau Zampel war sehr befriedigt.

„Da hab' ich's einem mal ordentlich gegeben — wie er's verdient hat — genau so. Na, ich wünschte bloß, sie wär' ihm durchgebrant, — ob er sich was daraus machen möchte, ist freilich sehr fraglich.“

Für die Frau Zampel mußte das fraglich sein, für den vorurteilsfreien und scharfsinnigen Menschenkenner aber, der Franz Stein jetzt beobachtet, wie er in großen, gewaltsam beschleunigten Schritten dahinstürmte, wie sich seine breite Brust in raschen, kurzen Atemzügen hob und senkte, wie er so düster und bleich dareinschaute, — — für einen Menschenkenner wäre es, selbst wenn er Franz Steins Beziehungen zu Frieda Häßler nicht minder oberflächlich gekant hätte, als Frau Zampel, fürwar keine Frage gewesen, ob es Stein zu Herzen gegangen wäre, wenn er sein Mädchen hätte verlieren müssen.

In kurzer Zeit war er an dem Institute der Frau Krause angelangt. Im Erdgeschoß wohnte der Schuldiener. Bei diesem erkundigte er sich zunächst nach Frieda.

Der Mann sah ihn ernst und verwundert an und erwiderte, was mit dem Fräulein eigentlich geschehen sei, wisse er nicht, aber sie müsse wol krank sein, denn sie käme seit mehreren Tagen nicht mehr zur Schule.

„Krank!“ schrie Franz Stein auf und wieder sah er den Sarg neben seinem Bett stehen und die bräutlich geschmückte Leiche darin, bei der der Cypressenzweig die jungfräuliche Myrte bedeckte.

„Wissen Sie das gewiß — ist sie etwa gar schon tot? Reden Sie, Mann — sagen Sie mir die Wahrheit — ich will Ihnen reichlich lohnen — reden Sie nur!“

Der Schuldiener schüttelte den Kopf — —

„Nein, nein“, sagte er, „tot — das ist ja unmöglich, dann hätte doch irgend ein Mensch im Institute was davon erfahren. Also regen Sie sich nicht so auf und ängstigen Sie sich nicht, Herr — sie war ja so jung und kräftig und so gut —, aber ich kann Ihnen warhaftig nichts weiter sagen, weil ich auch kein Sterbenswörtchen weiß, aber gehen Sie doch zu unsrer Frau Direktorin, die wird Ihnen Auskunft geben können.“

Franz Stein griff hastig in die Tasche und drückte dann dem Schuldiener ein Geldstück in die Hand, über dessen Betrag der mit den Sorgen der Existenz stets in hartem Kampfe liegende Mann in augenscheinliches Entzücken geriet.

Dienstfertig begleitete er Franz Stein zum Direktorialzimmer hinauf und meldete ihn an.

Die Frau Direktorin hörte kaum den Namen Stein, als sie sehr eifertig und vernemlich entgegnete, sie müsse bedauern, sie sei sehr beschäftigt.

Franz Stein hatte sehr wol gehört, was sie sagte, und er hatte auch aus dem Tone, in welchem die Abweisung geschah, sofort entnommen, daß die alte Dame gegen ihn eingenommen sein müsse. Aber er war nicht in der Stimmung, sich abweisen zu lassen — er wollte und mußte erfahren, wie es mit Frieda stand — und sei es zehnmal auf die Gefahr hin, ungezogen und aufdringlich zu erscheinen. Er trat daher in die Tür des Direktorialzimmers, welche der Schuldiener zu schließen zögerte, ver-

neigte sich eilig, aber sehr höflich und begann mit mühsam unterdrückter Bewegung:

„Hochgeehrte Frau, ich bitte Sie auf das allerdringendste um eine ganz kurze Auskunft. Ich bin der Verlobte Frieda Häßlers, von der ich seit beunruhigend langer Zeit keine Nachricht mehr erhalten. Heut komme ich mit schwerer Sorge um das Wohl meiner geliebten Braut in die Stadt und in ihre Wohnung — ich finde sie nicht vor — ich erhalte weder eine Auskunft, wie es ihr geht, noch wo sie ist, auch Ihr Schuldiener konnte mir nichts weiter sagen, als daß meine Braut ihre Lektionen seit mehreren Tagen eingestellt habe — wol wegen Krankheit. Ich hoffe, daß meine gewiß sehr natürliche Erregung mir bei Ihnen zur Entschuldigung dient —, und haben Sie mir die große Güte, hochgeehrte Frau Direktor, mir zu sagen, wo meine Frieda ist und wie es ihr geht — —“

Mit höchster Spannung schaute er der Frau Krause in die Augen und auf die Lippen. Diese hatte sich, während er sprach, erhoben und maß ihn mit so beleidigend kalten Blicken, wie ein unerbittlicher Richter einen todeswürdigen Verbrecher.

Langsam hub sie zu sprechen an, so langsam, als wenn sie wirklich bewußt wäre, ein Todesurteil auszusprechen.

„Ich habe dem Herrn Fabrikanten Franz Stein garnichts weiter mitzuteilen, als daß Fräulein Häßler für ihn niemals wieder — sichtbar sein wird. Und auch ich bitte damit diese Unterredung beendet sein zu lassen.“

Dabei kehrte die alte Dame im Bewußtsein ihrer unendlichen sittlichen Erhabenheit über einen so verächtlichen Sünder, wie ihr Franz Stein einer zu sein schien, den Rücken und ging so geschwind es ihre Korpulenz erlaubte, zu der dem Eingang in ihr Direktorialzimmer gegenüberliegenden Tür hinaus.

Franz Stein bebte am ganzen Leibe vor Aufregung und Empörung. So mußte er sich behandeln lassen — er sagte sich an die Stirn — war er denn ein Verbrecher, ein verächtliches Subjekt, — aber sofort raffte er sich zornfunkelnden Auges auf, nein, rief es in ihm, — du hast all' diesen Menschen, die dich in letzter Zeit verletzen und beleidigen, nichts, absolut garnichts getan, — ihre Torheit und Blindheit, ihre fanatische Unduldsamkeit, vielleicht im Verein mit einer Kette unbegreiflicher Mißverständnisse ist es, die dir so schmachvolle Auftritte bereitet.

Er kehrte sich entschlossen und energisch um und ging zur Tür hinaus, zur Treppe hinab.

Der Schuldiener hatte teils aus Neugierde, teils aus aufrichtigem Mitgefühl kein Wort von dem verloren, was zwischen seiner Direktorin und dem ihm schon wegen des unerhört noblen Trinkgelbes äußerst sympatischen fremden Herrn verhandelt worden war. Als Stein sich zum Gehen gewendet, war er beiseite getreten und ihm dann zur Treppe hinunter nachgefolgt.

Im Momente als jener durch die große Eingangspforte auf die Straße hinaustraten wollte, trat er ihm, unterwürfig die Müze ziehend, zur Seite.

„Entschuldigen der Herr — ich will mich gewiß nicht aufdrängen,“ sagte er, „aber vielleicht könt' ich dem Herr noch nützlich sein — —“

Franz Stein blieb stehen und kehrte dem Manne sein geisterbleiches Gesicht zu.

„Möglich,“ stieß er hervor, „und Sie sollen fürstlich — hören Sie! fürstlich belohnt werden, wenn Sie mir nützlich sind. Ich muß unter allen Umständen so schnell als nur irgend möglich genaue Kunde über den Aufenthalt und das Befinden meiner Braut haben, — verschaffen Sie mir diese Kunde und es soll mir auf hundert Taler nicht ankommen!“

Dem armen Teufel von Schuldiener blieb der Mund weit offen stehen.

„Hu — hundert Taler?“ stotterte er. „Das — das ist ja garnicht möglich!“

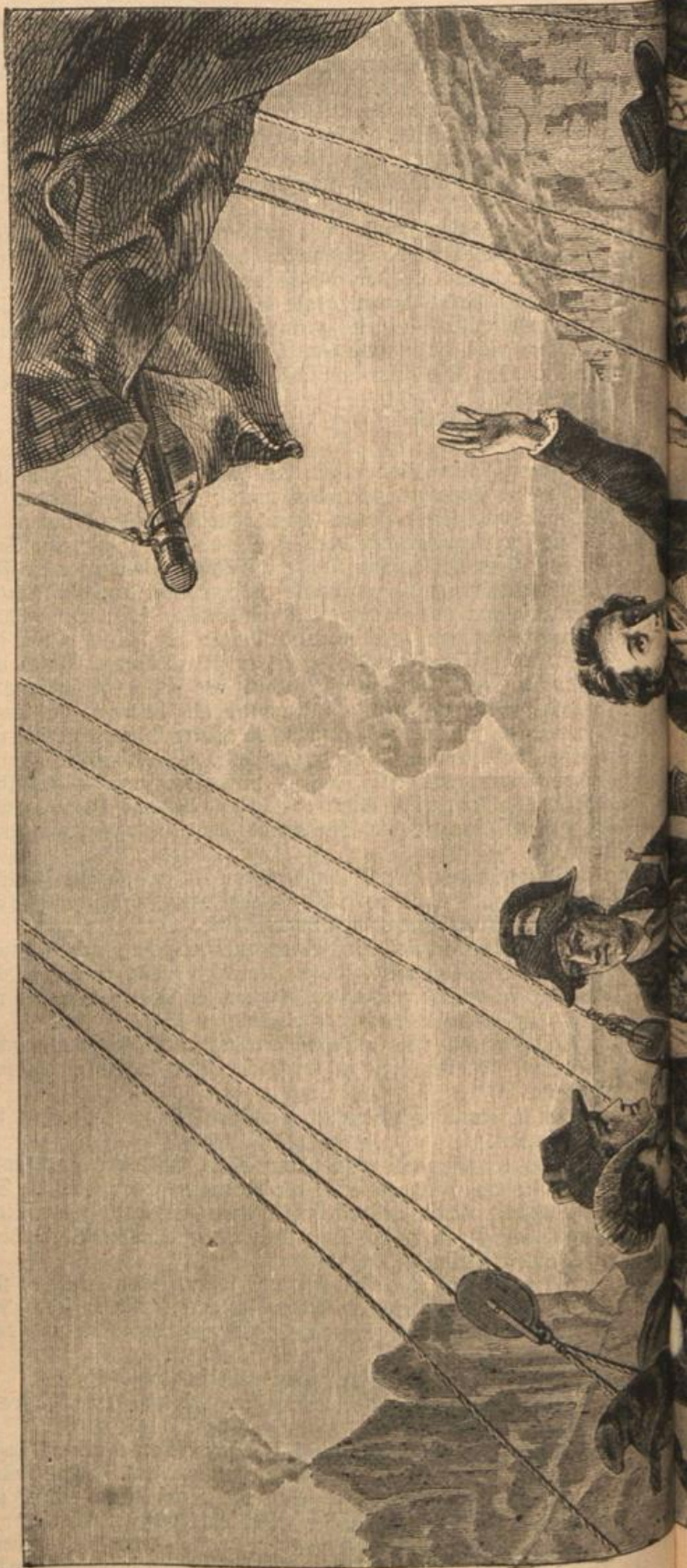
„Hundert Taler, Mann, ich bin der Fabrikant Franz Stein auf Seifersdorf, und ich verspreche Ihnen auf Manneswort 100 Taler Belohnung, wenn Sie mir heute noch die Kunde von meiner Braut bringen. Im Hotel zum weißen Adler werde ich den ganzen Tag über zu erfragen sein. Sie suchen mich auf, wo ich auch sei und melden mir persönlich, was Sie erfahren. Abgemacht — wie?“

„Gewiß, Herr — abgemacht — abgemacht. Ich gehe für Sie durchs Feuer und ich bring Ihnen die Nachricht, wenn ich — ich weiß nicht was — anstellen muß. Verlassen Sie Sich drauf!“

Franz Stein nickte ihm zu und ging, wie er gekommen war, im Sturmschritt von dannen.

Wohin — daran dachte er erst im Vorwärtseilen.

Wohin anders zunächst, als nach der Wohnung von Frieda Häßlers Bruder. Einen kurzen Augenblick hemte er seinen Schritt, — hatte er nicht eine arge Torheit begangen, daß er dem Schuldiener gegenüber eine so beträchtliche Belohnung ansetzte für eine



Nachricht, die er sich durch Ernst Häßler one alle Schwierigkeiten verschaffen konnte?

Er lachte bitter hell auf. One alle Schwierigkeit? Freilich

wenn er nicht etwa auch wider ihn im Bunde war. Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, ihm, dem Verlobten seiner Schwester, jene Kunde längst unaufgefordert zugehen zu lassen? Daß mit Frieda etwas ganz außergewöhnliches vorgegangen, stand über allem Zweifel — warum hatte auch Ernst Häßler ihn und sein

sichtslosigkeit obwaltete. Aber mochte auch die Ursache sein, welche sie wollte, — in jedem Falle mußte Ernst Auskunft geben können, und Franz Stein war entschlossen alle Mittel anzuwenden, ihn im äußersten Notfalle zum Sprechen zu zwingen.

Der Weg nach Ernst Häßlers Wohnung war nicht weit.



Aus Goethes italienischer Reise. (Seite 334.)

gutes Recht auf Benachrichtigung von allem, was das Wol und Wehe von Ernsts Schwester anlangte, gänzlich unbeachtet gelassen? Es war kaum anzunehmen, daß da nichts weiter als grobe Rück-

Binnen wenigen Minuten sprang Stein die drei Treppen zu dem kleinen Garçonlogis hinauf, das er bewohnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Urkunden des Menschengeschlechtes.

Von Paul Schäfer.

(Schluß.)

Ein etwas vollständigeres Bild gewären uns Höhlenfunde, welche im Innern Frankreichs gemacht wurden. Bei dem Bau der Eisenbahn von Orleans nach Agen im Périgord bedeckte man nach und nach sechs Knochenhöhlen auf, welche künstlich bearbeitete Mengeweise und Steingeräthschaften enthielten. In einem dieser Schlupfwinkel bei Cro-Magnon fand man die Schädel und Skelette von zwei Männern und zwei Frauen; diese Menschen lebten von der Jagd. Als Wild waren Pferde sehr beliebt; die Knochen derselben zeigen keine Brandspuren, das Fleisch wurde daher entweder roh gegessen oder gekocht, vielleicht in wasserdicht geflochtenen Körben, wie es auch heut bei einigen Indianerstämmen Nordamerikas gebräuchlich ist; sie bringen das Wasser in hölzernen Gefäßen dadurch zum Kochen, daß sie heiße Steine hineinschütten; in der That finden sich bei den Achenresten der Cro-Magnonhöhle Geschiebe, welche einen derartigen Gebrauch eraten lassen. Die häufigeren Funde von Aen, Pfeilspitzen mit und ohne Widerhaken, Schnitzereien in Horn wurden auch hier gemacht. Die Puzsucht der alten Bewohner der Dordogne präsentirt sich in einem weichen roten Ocker, welcher zum Bemalen der Haut diente, in Halsbändern von Tierzänen und Muscheln, welche vom atlantischen Strande stammen, in Stücken von Bergkristall, welcher erst in den Alpen wieder vorkommt, den Hörnern der Saigaantilope, welche erst in Polen ihr nächstes Verbreitungsgebiet hat. Diese Gegenstände können kaum anders als durch Tauschhandel an den Fundort gelangt sein. Eine gewisse künstlerische Tätigkeit zeigt sich in den auf Hänen eingeritzten naturgetreuen Abbildungen und Schnitzereien in Horn von Fischen, Renen, Menschen mit großer Deutlichkeit und Lebensbewegung; ein Mammut in schreitender Stellung mit langzottigem Pelz, auf einem Mammutzahn eingeritzt, wurde erst für betrügerisch und untergeschoben erklärt, aber von den Altertumsforschern für alt und echt anerkannt. Mit den aufgefundenen Nadeln näte man ohne Zweifel, wie heut die Eskimos, Tierfelle zusammen. Die Jäger der Dordogne waren von stattlicher Größe und gewaltigem Körperbau, der Schädel länglich, das knöcherne Antlitz, abgesehen von den etwas kräftig ausgebildeten Niesern, überrascht durch die Schönheit seiner ovalen Umrisse. Der geräumige Schädel, von 1590 Kubikcentimeter bei der männlichen, 1450 Kubikcentimeter bei der weiblichen Gehirntafel*) deutet, wenn der Schluß erlaubt ist, auf eine hohe Begabung.

Die Schädel der belgischen Höhlen zeigen eine mehr runde Form; man fand dort neben den Resten des Rentiers auch Knochen des Schafes und der Ziege, so daß die dortigen Bewohner anscheinend friedliche Hirten waren.

Der Mensch trat also im westlichen Europa nachweislich auf, noch während die Gletscher eine bedeutend größere Ausdehnung hatten; zugleich sind die Beweise seiner Kultur, da wir gering entwickelte Verkehrs- und Handelsverhältnisse, Bekantschaft mit dem Feuer, Waffen, den Geräten, Puzgegenständen vorfinden, so hoch zu stellen, daß wir schon eine vorhergegangene Entwicklung voraussetzen müssen. Ernst Häckel sagte daher, der tertiäre Mensch sei nur noch ein Problem, d. h. er spricht keine wissenschaftliche Ueberzeugung dahin aus, daß sich die Spuren des Menschen auch noch aus Schichten nachweisen lassen würden, welche vor der Eiszeit entstanden sind. Die darwinistische Anschauung verlangt, daß sich in jenen Schichten der Tertiär- und Eiszeit auch die Ueberreste jener Affenarten vorfinden, welche den allmählichen Uebergang zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Affen vermitteln. Solche Reste sind bisher nicht gefunden; die vorhandenen Schädel und Skelette beweisen, daß die ältesten Menschen, sowie alle gegenwärtigen Rassen sich untereinander viel näher stehen, als dem höchsten Affen, daß sie also neben dem Affen eine selbständige Stellung im Tierreich einnehmen. Dies ist aber nicht als eine Widerlegung der Descendenztheorie anzusehen, denn einerseits wird dieselbe durch eine Reihe anderer Erscheinungen genügend gestützt, andererseits leben die Geologen der Hoffnung, daß auch jene oft verlangten Bindeglieder zwischen

Menschen und Affen sich noch werden nachweisen lassen, wie die Bindeglieder zwischen anderen Gattungen der Wirbeltiere bereits gefunden sind.

Auch die andere Frage entsteht, ob sich die seitdem verfloffene Zeit annähernd nach Tausenden oder Zehntausenden ausdrücken lasse. Man hat den Versuch gemacht, sich teilweise scheinbar widersprechende Tatsachen zu vereinigen. Für das Verschwinden oder Aussterben einzelner Arten darf man nicht zu hohe Zeiträume in Anspruch nehmen. Als die europäischen Entdecker nach dem indischen Ocean kamen, fanden sie noch den zwischen Gans und Eute stehenden Dodo auf Mauritius vor, auf Madagaskar und Neuguinea bestätigten aufgefundenen Knochen und Eier die Sagen und Erzählungen der Eingeborenen von den alten Riesenvögeln; sie konnten erst seit kurzem verschwunden sein. Noch im vorigen Jahrhundert lebte im Beringsmeer das Borlentier, ein an den Küsten lebendes, pflanzenfressendes Meertier; binnen kurzer Zeit verschwand der flügellose Auk aus Nordeuropa. Daß andere Arten noch um den Anfang unserer Zeitrechnung eine allgemeine Verbreitung hatten in Deutschland, jetzt auf eng umgrenzte Bezirke beschränkt sind, wie die großen Rinderarten (Aurochs oder Wisent) ist bekannt; ebenso, daß selbst Menschenrassen sich anderen gegenüber nicht halten können, die Indianer verschwinden mit dem Büffel, die Hottentotten und Buschmänner vor den andringenden Negern und Europäern in erstaunlich kurzer Zeit.

Die Geologie gibt eine andere Antwort. Die seit der Eiszeit während des Diluviums und Alluviums gebildeten Schichten haben eine Mächtigkeit von 500 bis höchstens 700 Fuß. Die Beobachtungen des Wachstums der Schuttkegel an den Giehbächen der Gebirge, der Torfmoore, des Schwemmlandes der Flüsse u. s. w. sollten einen Maßstab ergeben; der Mississippi, welcher doch starke Alluvionen ablagert, würde erst in 100 000 Jahren eine 600 Fuß hohe Schicht anschwemmen. Auch die Beobachtungen am Nil haben kein sicheres Resultat ergeben; es wurden 96 Borlöcher in vier Reihen vom Nil bis zu 2 deutschen Meilen Entfernung abgeteufelt; die meisten dieser Ausgrabungen lieferten auf verschiedenen Tiefen Reste von Haustieren, Trümmer von Backsteinen und Geschirren. Nicht immer verstatteten solche Reliquien eine befriedigende Zeitbestimmung, da die Schichten des Nilschlammes von Sandlagern durchsetzt waren. In unmittelbarer Nähe jedoch des Steinbildes Ramses II. bei Memphis wurde unter Schichten reinen Nilschlammes, welche nicht vom Wüstenlande überweht waren, aus 39 engl. Fuß Tiefe ein rot gebrannter Tonscherben hervorgezogen, um welchen viel gestritten worden ist. Die an der Statue des Ramses abgelagerte Nilschicht beträgt 9 Fuß 4 Zoll, ungerundet eine Sandschicht von 8 Zoll, das Ramsesbild wurde 1361 v. Chr. errichtet, die Schichten würden dann im Jahrundert 3 1/2 Zoll mächtig werden, und jener Scherben müßte danach 11 646 Jahre vor Christi Geburt gebrannt worden sein. Ein so hohes Alter erscheint den Historikern unglaublich, trotzdem müßte der Scherben nach Peshel mindestens um 4000 Jahre älter sein, als die Statue des großen Ramses. Um schließlich noch ein Urteil anzuführen: die Anden Südamerikas sind Ablagerungen der Tertiärzeit, sind aber seitdem bis zu 18—19000 Fuß Höhe gehoben worden. Wenn hiermit die säcularen Hebungen verglichen werden, so würde diese Hebung 70 000 Jahre Zeit beanspruchen; nun ist sie aber weder stetig noch gleichmäßig gewesen, die Anden sind seit ihrer Entstehung wiederholt vom Wasser wieder überflutet worden, die Hebung wurde durch Perioden der Senkung unterbrochen, jene Zeit würde also noch um vieles zu kurz gemessen sein.

Es haben mehrere Wissenschaften Interesse daran, diese Frage genau beantwortet zu sehen. Die ältesten Völker, welche uns die Geschichte kennen lehrt, die Semiten Vorderasiens treten bereits mit einer so hohen Kultur auf, daß sie bereits eine lange Entwicklung durchgemacht haben müssen; sie wissen die Metalle zu gewinnen, zu mischen und künstlich zu bearbeiten, sie haben die Webindustrie zur Blüte gebracht, sind erfahren in allen Zweigen des Ingenieurwesens, das Geld als Wertmaß ist eingeführt, die Kunsttätigkeit eine bedeutende, Ackerbau und Viehzucht sind längst bekannt. Und doch wollen die Geschichtsforscher die zu einer solchen Entwicklung nötige Zeit nicht auf mehr als Tausende, höch-

*) Vergleichsweise sei angeführt, daß der Kubikinhalt eines Schädels heut beträgt beim Manne 1450 cbcm, Weibe, 1300 cbcm; der größte normale Schädel enthielt 1800 cbcm, beim Mikrocephalen mißt er 700 cbcm, beim Affen 400—500 cbcm; 1000 cbcm = 1 liter.

stens wenige Jahrzehntausende schätzen. Es ist hiergegen eingewendet worden, daß der Kulturfortschritt gegen jene älteste Zeit, also seit 4000 Jaren, heut garnicht so bedeutend sei, die vorherliegende Entwicklung also auch auf eine höhere Pal von Jahrtausenden angenommen werden müsse. Bemerkenswert ist, daß die geologischen Erscheinungen einstimmig auf eine sehr lange Entwicklung deuten. Im Ganzen aber sehen wir hieran, daß eine Beantwortung der Frage nach dem Alter der Erde und des Menschengeschlechtes noch sehr wol zu erwarten ist, zumal wenn wir die Resultate der modernen Astronomie werden mit in Betracht ziehen können.

Bedeutend jünger als die angeführten, aber immer noch einer Zeit angehörend, welche sich der historischen Betrachtung völlig entzieht, sind die folgenden Ueberreste der alten Bewohner Europas. In Dänemark findet man am Meeresstrande langgestreckte Hügel bis zu 3 Meter Höhe, 6 Meter Breite und 30 bis 500 Meter Länge, welche in der Hauptsache aus Muschelschalen bestehen; sie liegen meist unmittelbar am Meere, einzelne finden sich noch in zwei geographischen Meilen Entfernung von demselben. Früher hielt man sie für Reste von Muschelbänken; seit 1847 aber wurde durch die dänischen Altertumsforscher Steenstrup, Forchhammer und Worsaae festgestellt, daß sie einem Volke der Steinzeit ihre Entstehung verdanken, welches an jenen Küsten von Fischfang und Jagd lebte und die Ueberreste seiner Malzeiten zu großen Schutthäufen zusammenwarf. Seitdem hat man auch in anderen Gegenden solche Küchenabfälle, Kjökkenmöddinger (Küchenmüdder) untersucht. Sie finden sich noch in England und Schottland, in Norwegen bei Drontheim, in Lappland, am Kanal, dann aber auch am Mittelmeer an der Rhonemündung, in Südamerika an der Ostküste von Brasilien, in Nordamerika, Grönland, am stillen Ozean. Die Schalen, welche die Küchenabfälle bilden, sind die der Auster und in geringerer Menge anderer eßbarer Muscheln, der Herzmuschel, Miesmuschel, Uferschnecke, zweier Arten der Krullschnecke, der Venusmuschel. Von Krustentieren sind Reste von Krabben vorhanden und in größter Menge Fischgräten des Häringes, Dorsches, Aales und der Scholle. Von Wild finden wir Knochen der wilden Enten, Gänse, Schwäne, des Tauchers, Auerhahns; von Säugetieren Skeletteile von Hirschen, Rehen, Auerhirschen, Wildschweinen, Bibern und Seehunden, seltener von Raubtieren, wie Wölfen, Füchsen, Luchsen, Wildkätzchen, Mardern und Fischottern. Von Hasen finden wir keine Spur, welcher vielleicht für unrein galt, wie heut noch bei einigen Völkern, z. B. den Lappen, ebensowenig von Schwalben, Sperlingen, Störchen, welche doch an anderen Orten aus derselben Zeit vertreten sind.

Die angeführten Tatsachen sind im Zusammenhange mit anderen einer sehr klaren Deutung fähig. Der Kreideboden Dänemarks ist ein Gebild der jüngeren Tertiärzeit. Nach der Eiszeit war jenes Inselgebiet zunächst Steppenlandschaft, dann erst brachte es Wälder hervor und zwar wechselten dieselben insofern, als zunächst Bitterpappeln, dann Fichten, später Eichen und in jüngster Zeit Buchen den Bestand bildeten. Die dänischen Torfmoore weisen diesen Wechsel nach. Nun ist der Auerhahn an die Fichtenwälder gebunden, welche ihm durch die jungen Triebe dieser Bäume Nahrung gewären. In jene Zeit also, in welcher die Fichte den herrschenden Waldbaum bildete, ist die Entstehung der Kjökkenmöddings zu versetzen. Damit stimmt einerseits das Vorkommen des Tauchers überein, welcher schon längst nicht mehr in jenen Breiten heimisch ist, andererseits das Vorkommen der Auster. Diese lebt nur im Salzwasser. In der Zeit, in welcher die Ostsee erst jüngst durch die Erhebung des sarmatischen Tieflandes vom weißen Meer getrennt ward, enthielt sie sowol wie die Meeresarme, welche sie mit der Nordsee verbinden, Salzwasser, während der Salzgehalt seitdem nach und nach durch das Süßwasser der in sie einmündenden Flüsse und die Abspernung vom Ozean immer mehr vermindert worden ist; daher kann die Auster heut nicht mehr an den dänischen Inseln leben. Auch war jenes Volk in gewisser Weise seßhaft, denn der Schwan ziet im Sommer nordwärts und hält sich nur im Winter in diesen Gewässern auf, so daß also die Bewohner auch im Winter im Lande blieben.

Die Muscheln wurden nicht mit Instrumenten geöffnet, sondern durch Erhitzen über dem Feuer; Aschen- und Knochenreste finden sich gleichfalls in den Abfällen. Die Röhrenknochen sind aufgebrosen; dies tun nur die Menschen, wenn sie zum Markt gelangen wollen, während Tiere die Knochen zerbeißen und die Splitter mit verschlingen. Von Haustieren sind nur die Reste einer kleinen, dem Wachtelhund ähnlichen Hundart erhalten,

derselbe war der Begleiter der Menschen, und dies erklärt, daß die weichen Knochen, eine Lieblingspeise des Hundes, ganz fehlen, auch diente er selbst zur Nahrung. Getreidereste waren nicht zu ermitteln, somit wurde Ackerbau jedenfalls nicht getrieben, oder die Körner wilden Getreides gesammelt. Dagegen wurde Salz aus den Meerespflanzen gewonnen, von denen Asche und Reste sich reichlich vorfinden. Hier und da wurden auch Herdsteine zu Feuerstellen zusammengelegt. In großer Menge sind Scherben grober, mit der Hand gefertigter Töpferwaren erhalten, ferner Geräte und Waffen aus Knochen, Horn und Feuerstein, wie Priemen, Aen, Meißel, Pfeilspitzen, Ägte, Angelhaken, Messer, Schabinstrumente, Schleudern, Netzbeschwerer, auch Feuersteinknollen, von denen jene Instrumente abgeschlagen wurden. Die Steingerätschaften sind nicht sehr sorgfältig bearbeitet, nicht geschliffen und abgerundet. Metall findet sich nirgends; diese Reste menschlicher Tätigkeit gehören also noch ganz der Steinzeit an, und ihnen ist mit Rücksicht auf die oben mitgeteilten Tatsachen ein hohes Alter zuzuschreiben.

Schon auf der Wende jener beiden großen Kulturepochen, welche durch die Verwendung der Steine und des Metalls zu Geräten und Waffen charakterisiert und als Steinzeit und Metallzeit bezeichnet werden, steht eine Reihe von Denkmälern, die Pfalbauten, die Hügelgräber, die Rünensteine und die Heidenhöfen. Dieselben stammen aus verschiedenen Zeiten, — während die älteren noch während der Steinzeit errichtet wurden, liegen in den jüngeren Stein- und Metallwerkzeuge neben einander. Es ist leicht einzusehen, daß die Einführung metallener Geräte nicht plötzlich geschehen konnte, sondern dieselben fanden zuerst bei den Reichen und Bornemen Eingang, und neben ihnen waren steinerne bei dem Volke im Gebrauch, welche erst nach einer langen Reihe von Jahrzehnten verdrängt werden konnten. Diese Zeit nähert sich schon soweit der geschichtlich bekannten, daß hier die Frage aufgeworfen werden muß: woher stammten die metallenen Geräte und welches Volk bewohnte zur Zeit der Einführung derselben das westliche Europa?

Die Germanen sind erst von Osten her nach Deutschland eingewandert. Die vergleichende Sprachforschung lehrt, daß sie mit den Indern, den Medern und Perfern, den Griechen und Italikern, den Kelten und den Slaven zusammen eine große Völkerfamilie bildeten, die arische. Sie bewohnten anfänglich als ein Volk die Gegend des südlichen Sibiriens, östlich vom kaspischen Meere. Von hier aus wanderten zuerst die Inder und Perfer nach den jetzt nach ihnen benannten Ländern, während die späteren Griechen und Italiker das südöstliche Europa besuchten, dann erst drangen die Kelten westwärts bis an den atlantischen Ozean. Am längsten blieben die Germanen und Slaven beisammen. Professor Felix Dahn in Königssberg nimmt an, daß die Kelten schon 200 Jare vor Christi Geburt den Ozean erreichten, ihnen folgten 1200 Jare später die Germanen und drängten sie über den Rhein, während erst zur Zeit der sogenannten Völkerwanderung die Slaven bis an die Elbe gelangten. Allen diesen Völkern war der Gebrauch des Eisens und der Bronze bekannt; von ihnen können also die ältesten Pfalbauten und solche überhaupt nicht errichtet sein. Vor der Zeit ihrer Einwanderung waren die Finnen über Europa verbreitet, welche jetzt nordwärts verdrängt worden sind; außer ihnen waren die Vasken, die Illyrier und Albanesen weiter verbreitet, von denen die ersteren, welche auch jetzt noch eine eigentümliche Stellung in der Völkertunde einnehmen, jetzt auf die Küsten des biskaischen Golfes in Spanien und Frankreich beschränkt sind, die letzteren die Westküste der Balkanhalbinsel bewohnen. Zu jener Zeit aber, vor vier Jahrtausenden und früher, hatten die semitischen Völker Vorderasiens schon eine hoch entwickelte Kultur und trieben einen ausgedehnten Handel. Die uralte, stets betretene Handelsstraße des Dnieper, der Beresina und Weichsel bis zur Ostsee ward auch von den Phöniziern benutzt; außerdem war das Volk der Etrusker in Italien ein Träger der Kultur. Daß diese Handel trieben bis nach der Ostsee, geht daraus hervor, daß sie den Bernstein hoch schätzten und zu einem wertvollen Handelsartikel machten. Die Phönizier holten sich sogar selbst das Zinn aus England. Auch zeigen die Verzierungen der Bronzegegenstände, die Radfiguren und gewundenen Mäanderlinien die charakteristischen Merkmale phönizischer und etruskischer Kunst. Die kurzen Griffe der Schwerter, welche zu dem gewaltigen Körperbau der Germanen nicht passen würden, deuten darauf hin, daß sie von einem Volke mit schmalen Händen und schwächlichem Körperbau oder für ein solches angefertigt wurden; beides paßt auf Semiten und Finnen. Die chemische

Untersuchung des Metalls hat ergeben, daß das Kupfer als silberhaltig aus dem Ural stammt, anderes, durch Zusätze von Blei, Antimon und Nickel verunreinigt, einheimisch sei. In späterer Zeit wurden die Waffen im Lande selbst gefertigt, und es ist eine Gußform gefunden worden, aus zwei Steinen bestehend, in welche die Formen eines Schwertes entsprechend eingemeißelt sind. Eisernen Waffen wurden in den salzburgischen Gräbern gefunden. Es darf nicht Wunder nehmen, daß eine Metalllegirung so frühe eine so große Verbreitung finden konnte; denn einerseits wurden diejenigen Metalle jedenfalls zuerst entdeckt und verwendet, welche gediegen vorkommen, wie Gold, Silber, Kupfer, andererseits können sich eiserne Geräte nicht so lange halten, wie bronzene, da das Eisen rostet, und wie Friedrich von Hellwald erinnert, der Eisengehalt in der umgebenden Erde nachgewiesen werden müsse, um zu entscheiden, ob Eisenerzeugnisse vorhanden gewesen sind oder nicht. Jedenfalls müssen wir den Schluß ziehen, daß die Steinzeit nicht eine gleichzeitig über die ganze alte Welt verbreitete Kulturepoche war, sondern während sie in Westeuropa noch bestand, war im Orient längst die Metallzeit angebrochen, und die Pfalbauern wurden von einem Volke der Steinzeit, wahrscheinlich den Finnen, vor der Einwanderung der Germanen errichtet.

Noch heut gibt es Völker in Südamerika, Südafrika, den Sundainseln, Neuguinea, Neuseeland, das Herodot erzählt von den Pöniern in Asien, welche mitten im Wasser auf Pfählen Balkenlager errichten und auf diesen ihre Hütten bauen. In Europa wurden Ueberreste solcher Bauten zuerst von Ferdinand Keller in Zürich im Winter von 1853 auf 54 im züricher See nachgewiesen, als derselbe ungewöhnlich weit ausgetrocknet war. Pfähle von Eichen, Buchen und Tannen wurden durch Abbrennen oder durch Steinbeile zugespitzt und reihenweis in den Boden des Sees getrieben. Im Untersee finden sich bei Wangen 30 bis 40 000 Pfähle zu einem Pfalddorf vereinigt. Die äußeren Pfalreihen waren durch Flechtwerk mit einander verbunden, um den Wellenschlag zu mildern, und zur Befestigung des ganzen Baues wurden Steine zwischen den Pfählen aufgeschüttet. Die Form des Unterbaues war stets die eines länglichen Rechtecks, welches bisweilen nur wenige hundert Quadratfuß, in einzelnen Fällen aber auch, wie bei Morges im genfer See, 180 000 Quadrat-

fuß (d. i. etwa 250 Schritt lang und 200 Schritt breit) umfaßte.

An einzelnen Stellen, wo vermutlich der Boden zu sumpfig war, wurden stößartige Balkenlager, deren Zwischenräume mit Sand und Steinen ausgefüllt waren, übereinander gebaut, so daß sie einsanken, bis die oberste Lage über den Spiegel des Sees hervorragte. Bisweilen wurden auch Steinberge als Unterlage im Wasser aufgeschüttet. Bei der zuerst angeführten Art des Baues, welche die bei weitem häufigste ist, ragten für jede Hütte sechs Pfähle über den Unterbau hervor als Träger des Daches. Die Wände der Hütten, welche sich noch völlig erhalten vorfinden, bestanden aus Flechtwerk und wurden innen und außen durch eine Lehmenschicht dicht gemacht; auch der Boden der Hütte wurde mit einem Estrich versehen. In einer Ecke befand sich die Feuerstelle, denn nirgends fehlt die rotgebrante Sandsteinplatte und der rauchgeschwärzte, mit Ruß überzogene Beschlag der Wände und des Bodens.

Die Pfalbauer waren mit dem Wasser wol vertraut, zahlreiche Bote gehörten zu jedem Dorfe, welche aus großen ausgehöhlten Baumstämmen bestanden; sie trieben Ackerbau.

Pflanzenreste haben sich in ihrem halbverrotten Zustande — denn die meisten Pfalddörfer gingen durch Feuerbrunst zugrunde — vortreflich erhalten. Man baute vornemlich Gerste, Roggen fehlt gänzlich; dagegen scheint Hirse sehr beliebt gewesen zu sein. Die Körner wurden zwischen stei-

nernen Platten zerquetscht und zu ungeäuertem Brod verpackt, von welchem, der Form nach flache Fladen, sich ebenfalls noch Proben gefunden haben. Als Gemüsepflanzen zog man Pastinac, Erbsen, Linsen, Möhren; in den Wäldern sammelten die Pfalbauer Schlehen, Trauben- und Altkirschen, Bucheckern, in den Seen die Wassernuß, und sie verzehrten all das in großer Menge. An Obst boten die Waldungen Holzapfel und Goldbirnen, eine sehr kleine Art, welche zerschnitten, getrocknet und in diesem Zustande lange aufbewahrt wurde. An Haustieren besaßen die Bewohner eine kleine Rinderart, die Torfluh, drei Arten Schweine, unter denen sich neben dem kleinen Torfluhschwein auch unser heut gezüchtetes Borstenvieh schon befindet, seltener Hund, Ziege und Schaf. Ein lebhafter Betrieb der Fischerei muß bei der Beschaffenheit der Wohnungen und der trefflichen



Diner à part. (Seite 384.)

Ausrüstungen der Bote angenommen werden. Der Jagd lag man fleißig ob. An Wild waren die Alpenländer reich, wilde Rinderarten, wie Auerochs und Biesent, den Steinbock, Damhirsch, das Elen, den Viber, den großen braunen Bär beherbergten sie und lieferten so Fleisch und Mark zur Nahrung, Knochen und Horn zu Geräten, Felle zur Kleidung, Sehnen als Fäden zum Nähen. Reste von Menschen finden sich außerordentlich selten; meistens sind es Knochen von Kindern, welche im Wasser verunglückt sein mochten. Es geht daraus hervor, erstens daß die Pfalbauer ihre Begräbnisplätze am Lande hatten oder die Toten völlig verbrannten, zweitens daß die Pfalddörfer nicht von Feinden zerstört, sondern freiwillig von den Bewohnern verlassen und angezündet wurden. Ueber die physische Beschaffenheit derselben ist infolge dessen auch nichts bekannt. Die Verbreitung der Bauten ist bedeutend, so daß dieselben wol kaum von nur einem Volke herrühren können. Man findet sie im ganzen Alpengebiet, den schweizer, den oberitalischen, den österreichischen, den salzburger Seen, in Norddeutschland, den Sümpfen und Torfmooren Mecklenburgs, Pommerns, der Mark, und in Frankreich.

Die älteren Pfalbauten gehörten noch durchaus der Steinzeit an. Die Geräte sind aus Stein, Holz, Knochen, Horn und Ton gefertigt, doch ist bemerkenswert, daß die Beile aus Nephrit, einem grünen jaspisartigen Stein, häufig vorkommen. Derselbe findet sich aber nur in Asien, und man hat aus diesem Umstande auf die Herkunft des Volkes aus Asien geschlossen; der Nephrit läßt sich nicht spalten, wie der Feuerstein, sondern nur schleifen; er ist daher zur Anfertigung von schneidenden Werkzeugen auch besser geeignet. Eine Einteilung der Steinzeit in die der behauenen Steine und die der geschliffenen, welche man hierauf gründen wollte, ist hinfällig. Es finden sich Messer, Meißel, Stricknadeln, Harnadeln aus Horn u. s. w. Zu einer gewissen Industrie brachten es die Pfalbauer in der Töpferei und Weberei. Allerdings sehen die ältesten Tongefäße noch sehr plump aus, sie sind mit der Hand ohne Anwendung der Töpferscheibe gearbeitet, und als Verzierungen sind Eindrück mit dem Finger gemacht. Mit der Zeit vervollkommnet sich der Geschmack, die Krüge und Töpfe werden mit Graphit geschwärzt, erhalten Schnäbel und Griffe, Verzierungen in der Form von Hirschgeweihen und Blättern. Die Gestalten der Gefäße werden mannichfaltiger, es finden sich Wassergefäße, Teller, Becher. Besondere Aufmerksam-

keit namen Krüge in Anspruch, in deren parallelen Strichverzierungen schräg aufsteigend Löcher angebracht waren, welche durch die Wand des Gefäßes hindurchgehen. Es hat sich ergeben, daß noch heut in Baiern solche Gefäße in Gebrauch sind bei der Käsebereitung, indem die Molken durch die Löcher abfließen und den Käsestoff zurücklassen. Bringt man damit die vielen aufgefundenen Quirle in Beziehung, so muß man annehmen, daß die Pfalbauer sich sehr wol auf die Butter- und Käsebereitung verstanden haben. Sehr kunstreich sind die Gewebe; schon die ältesten Seile, Matten, Netze, sind aus Bast zierlich geflochten. Flachsbündel findet sich in allen Stadien der Verarbeitung, als Stengel, in zusammengebundenen Büscheln, zu Fäden versponnen, mit Weidenbast zu Geflechten vereinigt, und dies oft in großen Mengen. Schnüre, Netze, Matten, Tücher, sogar eine auf ein Geflecht aufgeheftete leinene Tasche fand sich. Die Schmuckfachen sind einfach, Ketten von durchbohrten Steinchen, Tierzähnen, Nadeln und Kämme von Holz und Horn.

Erst in späterer Zeit kamen Bronze- und Eisengeräte in Gebrauch. Interesse erweckt eine Art von Messern ohne Griff, mit breitem Rücken und ansehnlicher Breite der Klinge, welche als Rasirmesser erklärt wurde; Scheeren sind in der Weise konstruiert, daß man zwei Messerlingen an den Enden eines elastischen Bügels befestigte. Die Hieraten werden kostbarer, die Harnadeln, Kämme, Armbänder, Spangen bestehen aus Bronze und sind kunstvoll gearbeitet, Schmuckfachen von buntem Glas und Bernstein sind eingeführt. Die Bauten werden mit den verbesserten Instrumenten fester und sicherer, ferner vom Lande aufgeführt, die Töpferwaren feiner gearbeitet. Auch neue Getreidearten, besonders der Hafer, treten auf, auch andere Arten von Haustieren wurden eingeführt.

Die Errichtung der ersten Pfalbauten fällt jedenfalls in eine sehr alte Zeit; wenn auch in anderen südlicheren Ländern schon damals ein reges, der Geschichtsforschung zugängliches Leben herrschte, so bieten die Pfalbauten dem Altertumsforscher heut noch unlösliche Rätsel. Der erste Römer, welcher im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt in die Alpengegenden einbrang, war Cäsar; er fand die Bauten und das Volk nicht mehr vor; denn die Helvetier, keltischen Stammes, waren nicht die Pfalbauer. Wenn aber in einigen Pfalbauten römische Altertümer gefunden wurden, so mochten diese stehen geblieben und in späterer Zeit von den Grenzposten als Castelle benutzt worden sein.

Die Fliederzweige.

Eine einfache Geschichte von E. Dreßler.

(Schluß.)

Zur selben Zeit, als Hedwig die überraschende Neuigkeit von Gerta vernahm und auch den Rest des Geheimnisses schmerzlich gelöst zu haben glaubte, sah Professor Harms in seiner schönen, aber wie es ihm heute vorkam, trotz aller soliden Bequemlichkeit düsteren, einsamen Jungfrauenwohnung. Er war garnicht recht mit sich zufrieden, ganz aus dem gewonten Gleichgewicht seiner sonst harmonischen Seelenstimmung, und doch hatte vor kaum einer Stunde ein stralendes dunkles Augenpaar mit dankbarem Blick zu ihm aufgeschaut und zwei kleine weiße Hände innig seine Rechte gedrückt. — Ein junges Menschenkind hatte er glücklich, sehr glücklich gemacht, wie ihm Gertas rosige Lippen versichert, und doch war er nicht recht erfreut von dieser humanen Tat, dieses Glück schien ihm so zweifelhaft, so unscheinbar, daß er sich einen Augenblick versucht gefühlt, Mitleid mit der bescheidenen Genügsamkeit des jungen Mädchens zu empfinden — denn war es ein Glück, seine Unabhängigkeit aufzugeben?

Und doch hatte Gerta so stralend ausgesehen, als er ihr verkündet, daß seine Tante, die Kommerzienrätin Lindner, sie definitiv als Gesellschafterin engagiert habe. So reizend war sie in ihrer stürmischen Freude gewesen, so jugendübermütig und lebensvoll stand sie dort im Garten unter dem dunklen Kastanienbaum, warhaft leuchtend in ihrer stralenden Lieblichkeit, daß der Gelehrte, als er dann später in seine stille Wohnung zurückkehrte, sich von dem plötzlichen Gedanken überrascht fand, daß Gerta wie ein Sonnenstrahl oder wie ein lustiges Singvögelchen die düsteren Räume beleben würde.

Doch nur vorübergehend war diese Nachwirkung ihrer reizenden Persönlichkeit; denn so lieblich und jugendlich, so an-

ziehend sie in ihrer naiven Kindlichkeit auch war, so wenig entsprach sie doch seinem Ideal, das noch immer einer Verwirklichung harrete.

War ihm in der Tat noch die eine nicht begegnet, nach der sich heimlich sein Herz gesehnt, welche die Leere in seinem Leben, die Wissenschaft und Bücher stets so eifersüchtig zu füllen gemeint, beseitigt hätte? Wollte er ganz aufrichtig sein, dann mußte er sich gestehen, daß er das Ideal, von dem er als Jüngling geträumt und in der Wirklichkeit nicht gefunden, dann wie mancher gleich ihm im Drange des Lebens vergessen, oder der tote Bücherstaub ihm die Augen getrübt und er es im rechten Augenblick unerkannt hatte vorübergehen lassen. Das Wort Ideal war ihm nur in der Kunst noch verständlich gewesen, und doch, als vor wenigen Wochen nach all den Jaren der Vergessenheit zwei erusste blaue Augen mit stillem Dankeslächeln zu ihm emporgeschaut und später mit atemloser Aufmerksamkeit an seinem belehrenden Munde gehangen, da schien es ihm, als wenn alle Jare des Studiums, der Bücherweisheit plötzlich in nichts versanken und er wieder der Jüngling wäre mit seinen Idealen und Träumen von Frauenanmut und Würde.

Und so flogen auch jetzt seine Gedanken zu ihr, der Waise, die, obwohl ein schwaches Weib, so mutig sich eine wenn auch bescheidene Existenz erkämpft, in ernster Arbeit Genüge fand, und nie gegen ihn, der ihr doch Freund geworden, eine Klage über ihr freudeleeres Los laut werden ließ, während jene kleine lachende Schönheit ihn, in anmutig kindlicher Weise zwar, sehr bald zum Vertrauten ihrer Leiden machte und immer mit dem Schicksal haberte, das ihr so unverdient alles verjagte, was sie

Leben nante. Daß die verführerische Elfen Gestalt mit ihrer lachenden, Anmut ungekant unter Mühen und Arbeit in einer Dachstube verweilen sollte, schien ihm selbst ungerecht, und er versprach seine Hilfe, sie in eine andere Atmosphäre zu bringen, gern, umso mehr als er sich einer alten kinderlosen Tante erinnerte, die in ihrem reichen prächtigen Hause solch einen lustigen kleinen Zwischwisch wol brauchen konnte, um ihr die Grillen zu vertreiben und jene zahlreichen Gefälligkeiten zu leisten, die man nicht gern besieht und eine Dienerin doch nicht aus freien Stücken verrichtet.

Zufälliger Weise äußerte auch ein junger Better seinerseits und mutmaßlicher Erbe der alten Dame eines Tages gegen ihn, die Tante werde von Tag zu Tag grillenhafter, sie müsse eine jüngere, heitere Person um sich haben, die sie auf andere Gedanken bringe. Mit Lebhaftigkeit war er auf die Idee eingegangen und hatte Gerta, welche auf ihren Gartenpromenaden jenen Better durch ihn kennen lernte, der Kommerzienrätin empfohlen. Und das mit Erfolg; die Kleine war glücklich und die Tante zufrieden.

Nur er, der Vermittler, konnte nicht recht froh werden, wenn er an die ernste junge Materin dachte, die nach dem Fortgange ihrer kleinen Nichte noch einsamer sein würde.

Voller Pläne und Hoffnungen war seine Seele, da fiel sein Blick zufällig auf ein angefangenes Manuskript, und erschreckt mit der Hand über die Stirn fahend, wie um die fremden Gedanken zu verschrecken, die seine gewonte Tätigkeit unterbrochen, ließ er sich hastig am Schreibtisch nieder, um während der nächsten Stunden wieder nur der ernste und kaltblütige Gelehrte zu sein, und jene träumerischen blauen Augen verschwanden bald hinter dem Nebel der Bücherweisheit. —

Wenige Tage später trat Gerta in ihren neuen Wirkungskreis und mit ihr schien auch aller Frohsinn aus der Mansarde gewichen zu sein.

Hedwig saß wieder blaß und still an ihrer Staffelei; ihre Augen blickten oft, als hätten sie heimlich geweint, der sonst so fleißigen Hand entfiel häufig der Pinsel und stundenlang konnte sie müßig sein, gedankenlos vor sich hinstarrend.

Sie hatte die bitterste Erfahrung gemacht, die ein Weib machen konnte — sie glaubte sich nicht geliebt von dem Manne ihrer Liebe. So lange sie wußte, daß keine andere den ersten Platz in seinem Herzen behauptete, hatte sie ihn kaum für sich ersehnt; seine Freundschaft schien ihr ein so köstliches Geschenk, daß sie sich überreich dachte. Nun aber ahnte sie, es gebe noch Höheres als diese, doch sie konnte es nicht erreichen, — es gehörte Gerta.

War jene dieser Liebe denn so viel mehr wert? konnte sie dieselbe überhaupt würdigen, verstehen?

Nein! nein! schrie ihre Seele in tausend Qualen auf; Gerta ist gut, aber nur eine oberflächliche Natur, sie kann und wird es nie. Ihr Geist ist unfähig, dem seinen zu folgen, nach dem ersten Kausch werden sie beide elend sein.

Und sie sollte Zeuge dieses Glückes werden, sehen, wie er Gerta als kostbarstes Kleinod hütete? Das wäre zu viel für ihre Kräfte.

O Gott, nur das nicht — das nicht! Ich gönne ihr das höchste Glück, nur unter meinen Augen mög' es nicht erblühen — nimm mir eher das Leben, das mir so zur Qual würde, bat sie immer wieder mit gerungenen Händen.

Seit Gertas Fortgange mied sie ängstlich jedes Begegnen mit dem Professor und ließ sich sogar, als er eines Tages, wie schon oft, einen Besuch machen wollte, durch ihre Wirtin verleugnen. Nur als sie ihn einst zufällig auf der Treppe des Hauses traf, konnte sie ihm nicht ausweichen und war daher zu einem flüchtigen Gespräch gezwungen. Er besprach Gertas Schritt, indem er sich gütig über die Kommerzienrätin aussprach, welche jene wie eine Tochter betrachten würde. Da Hedwig aber nur sehr einfältig antwortete und in ihrer scheuen Haltung sich eine halbe Flucht erkennen ließ, sie auch wirklich so bald als tunlich mit flüchtigem Gruß zu ihrer Wohnung hinauseilte, zog auch er sich erstaunt und fast beleidigt über ihre Kälte zurück, und da er einige Tage später eine Reise antreten mußte, sahen sie sich in den nächsten Wochen nicht wieder.

Zwei Monate waren schon verflossen, seit Gerta die Mansarde verlassen, doch besuchte sie häufig die einsame Hedwig und schilderte in voller Begeisterung das neue glänzende Heim. Jetzt war sie in dem ihr eigenen Elemente und schwamm in einem Meere von Wonne, in diesem Falle: Soireen, Dinern, Theater, Konzerte u. s. w. Doch ihre enthusiastischen Beschreibungen der

vielen Gesellschaften, ihrer reichen Garderobe und der großen Freigebigkeit ihrer Prinzipalin, deren Liebling sie natürlich bald durch ihr munteres einichmeichelndes Wesen geworden, fanden keine sehr aufmerksame Zuhörerin an Hedwig. Sie sehnte sich nur, einen geliebten Namen von Gertas plauderhaften Lippen zu hören, und wenn diese erwänten, daß der Professor häufig im lindner'schen Hause erschien, bebte ihr Herz vor Schmerz, daß sie seinen Anblick so lange hatte entbehren müssen, wenn auch hauptsächlich wol durch eigene Schuld.

Inzwischen war die alljährliche Kunstausstellung eröffnet; auch Hedwig war unter den Beschickern derselben durch zwei treffliche Blumenstücke vertreten, und wartete mit klopfendem Herzen auf das Urteil aus der Feder des heimlich geliebten Mannes.

So saß sie an einem stürmischen Herbsttage fröstelnd und melancholisch in der öden Mansarde. Ein rauher Wind schüttelte unbarmherzig die letzten Ästern draußen auf dem Giebel und in dem schon rot gefärbtes Weinlaub, das die Fenster umrankte, riß er so große Lücken, daß die blasse Herbstsonne ungehemmt durch die kleinen Scheiben auf die einsame Mädchengestalt blicken konnte. Doch sie fante ihr keinen warmen Strahl in das traurige, verzagte Herz, sondern brachte nur müde, trostlose Herbstgedanken.

Ein Klopfen an der Thür schreckte Hedwig aus ihrem Sinnen auf. Der Postbote brachte einen Brief für sie, welcher mit dem Siegel des Kunstvereins geschlossen war. Hastig ihn erbrechend las sie freudig bewegt die Anzeige des vorteilhaften Verkaufs ihrer Bilder. Doch nur sekundenlang hing ihr Blick an der freudigen Botschaft, sie erpähte ein noch beigefügtes Blatt, welches die Recension der diesjährigen Ausstellung aus des Professors Feder enthielt. Auch ihrer Bilder, die nur mit dem Anfangsbuchstaben ihres Namens gegangen, war mit vollster Anerkennung gedacht und mit freudeglänzenden Augen las sie:

„Besondere Aufmerksamkeit erregen zwei sehr schön gemalte Blumenstücke unter der Chiffre: H. B., welche von wahrhaft poetischem Zauber und frappanter Wirkung sind. Die Blumen schauen uns mit dem ganzen Zauber der Natürlichkeit an, und was sie noch reizvoller erscheinen läßt, eine Seele blickt uns aus ihnen entgegen. Diese Rosen sind das Ideal der Rose, sie können nicht schöner gedacht und gemalt sein, und so vertritt jede Blume, man möchte sagen, einen individuellen Gedanken. Die Künstlerin, man darf in der zarten Ausführung eine Damenhand vermuten, kann sich mit diesen Arbeiten getroßt alten Meistern zur Seite stellen. Wir bedauern mit jedem Tage mehr, daß die Blumenmalerei bei weitem nicht mit der Vorliebe früherer Zeiten betrieben wird, gleichsam eine Stiefschwester der Genre- und Landschaftsmalerei geworden ist; was aber ein fein empfundenes, gut gemaltes Blumenstück für ergreifende Wirkung üben kann, das sehen wir an diesen beiden Bildern, und wir können nur zu reger Nachahmung anraten.“

Das war ein stolzes Lob und dieser Ausspruch für Hedwig seit langer Zeit die erste ungemischte Freude. Und doch erfüllte sie es auch mit größerer Sehnsucht nach dem Klang der Stimme des Freundes, den sie so lange nicht vernommen; wie gern möchte sie ihm sagen:

„Ich habe die Blumen gemalt, laß mich dein freundliches Urteil noch einmal von deinen lieben Lippen hören.“ Draußen ertönten Schritte — sollte er es sein? Nein, Gertas zierliche Gestalt kam hereingepflogen und Hedwig stürmisch umarmend, rief sie unter Lachen und Tränen:

„Ich bin verlobt, Herzens-Hedwig, und o so glücklich!“ Lange hatte sie es ja geahnt, und doch, als sie es nun mit Worten hörte, da wurde sie so überwältigt, daß ihr fast die Sinne schwanden. Aber sie beherrschte sich gewaltsam — Gerta durfte von ihrem Schmerz nichts ahnen. Und sie beugte sich hernieder zu dem glückstralenden reizenden Antlitz, es mit eiskalten Lippen küßend.

„Ich wußte es lange, Gerta, — er — er wird dich glücklich machen. Gott erhalte dir dein Glück und lasse es dich voll ver- stehen.“

„Siehst du Hedwig, das war der andere Teil meines Geheimnisses; hier im Garten, wo ich öfters Herbert traf, fing es an, aber ich durfte dir damals noch nichts davon erzählen. O, ich bin die Glücklichste aller Sterblichen und meine alte Dame ist ein Engel; in ihrem Hause wird die Hochzeit sein, sehr bald schon. — Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, die Einladungen werden kein Ende nehmen. Auch jetzt muß ich schon wieder fort; ich wollte dir nur die gute Nachricht bringen. Morgen erzähle ich dir alles ausführlich und werde Herbert mitbringen. — Adieu,

Schwesterherz! Die längste Zeit bist du allein gewesen, nach meiner Verheiratung kommst du zu mir, — dann hat die Arbeit ein Ende und das Vergnügen beginnt. Nicht war, du bist mir nicht böse, daß ich schon wieder gehe, aber ich muß jetzt überall sein.“

Und mit einem flüchtigen Kusse stürmte sie wie ein Wirbelwind hinaus.

Wie gebrochen sank Hedwig zurück:

„Nun gehört er ihr,“ murmelte sie dumpf und heiße Tränen tropften auf ihre verschlungenen Hände.

Da wieder ein Klopfen an der Tür. Erschreckt wischte sie die Tränen aus dem blassen Gesicht und auf ihr schwaches „Herein“ sah sie verstört Professor Harms hohe Gestalt eintreten. Sie erhob sich, aber unfähig, ihm nur einen Schritt entgegen zu gehen, mußte sie sich zitternd auf einen kleinen Tisch, der ihr zur Seite stand, stützen.

Der Professor, sich ihr nähernd, hielt ihr die Hand zur Begrüßung hin, aber sie schien es nicht zu bemerken, sondern sagte mit nervöser Hast, und doch mühsam:

„Gerta ist nicht mehr hier, sondern ging vor einigen Minuten fort.“

„Ich weiß es; auch wollte ich nicht zu Gerta, sondern zu Ihnen. Sie verriet mir, daß jene herrlichen Blumenstücke, wie ich freilich schon halb vermutet, von Ihrer Hand seien, und so eilte ich her, um Ihnen noch einmal mündlich meine innigste Freude und Bewunderung auszusprechen, die Blumen sind einzig schön. Der Flieder ist bereits in meinem Besitz; ich erwarb ihn, noch ehe ich wußte, daß Sie ihn gemalt, denn er erweckte in mir auch Erinnerungen an jene Fliederzweige, durch deren Vermittlung ich eine gewisse junge Dame kennen lernte, die, als ich sie ihr pflückte, damals freundlicher gegen mich war, als in den letzten zwei Monaten,“ setzte er mit leisem Vorwurf und leiser Trauer in der Stimme hinzu.

Röte und Blässe jagten sich auf Hedwigs Antlitz; dieser so merkwürdig verschleierte Ton, den sie bisher noch nie von ihm vernommen und welcher in ihrer tiefsten Seele nachhallte in Angst und doch Entzücken, steigerte ihre schon so große Aufregung aufs höchste. Ihrer Sinne kaum mächtig, unfähig sich länger aufrecht zu erhalten, sank sie auf einen Stuhl, während sie ihm mechanisch andeutete, Platz zu nehmen.

Ihre tödliche Blässe bemerkend, rief der Professor heftig erschrocken:

„Mein Gott, wie leidend Sie aussehen, ist Ihnen nicht wol? Sie haben Sich überanstrengt!“

Gewaltsam zwang sie die rebellische Natur zur Ruhe. Nur keine Schwäche vor ihm, um keinen Preis durfte er ahnen, wie sie in Wahrheit litt, und mit Selbstbeherrschung entgegnete sie:

„Ja, das wird es sein; meine Gesundheit hat ein wenig gelitten in den letzten Wochen, doch ist es nichts von Bedeutung — angegriffene Nerven, die sich in der Ruhe leicht wieder stärken.“ Mit zitternder Hand glitt sie über die wirre Stirn, wie um die letzte Schwäche zu bannen. Dann sah sie voll und gefaßt ihm ins Auge: — „Erlauben Sie mir jetzt, — Ihnen zu Ihrer Verlobung herzlichst zu gratuliren; Gerta teilt mir ihr Glück soeben mit. Sie wird Ihrem Leben ein steter Sonnenstrahl sein, und — ich weiß, Sie werden sie lieb und wert halten, ich darf sie Ihnen ruhig anvertrauen,“ und sie reichte ihm die bebende, marmorkalte Hand.

Er ergriff sie heftig und rief mit wehmütiger Bestürzung:

„Ich verlobt! — und Sie wünschen mir Glück? O Hedwig,

wenn Sie es so ruhig zu tun vermögen zu einer Verlobung mit einer andern — dann war meine stille, selige Hoffnung ein leerer Traum!“ Und auch ihre andere Hand erfassend, ihr beschwörend und voller Liebe in die Augen blickend, flüsterte er in tiefer Bewegung:

„Wissen Sie es denn nicht, daß ich in der weiten Welt nur Sie liebe? daß ich namenlos unglücklich war, als Sie so plötzlich gegen mich erkalteten! War es ein Jertum, Hedwig, als ich glaubte, Ihrer wert zu sein?“

Traumverwirrt sahen ihre tränenfeuchten Augen sekundenlang zu ihm auf, aber als sie einem Blick unaussprechlicher Liebe und Zärtlichkeit in den seinen begegneten, da strahlten sie in seliger Verklärung, während ihr holder Mund halb zweifelnd, halb jauchzend stammelte:

„Barmherziger Gott, ist es denn war, so kommt das Glück nun doch endlich, endlich zu mir? . . . Ich litt ja unsäglich in dem Gedanken, daß Sie Gerta gehörten und erlag fast in all dem Weh.“

„So liebst du mich, Hedwig!“ jubelte er, sie an sich ziehend, „o Lieb, was für ein unselig-seliges Mißverständnis!“

Durch Tränen lächelte sie glücklich zu ihm auf.

„Gerta nante in ihrer Eile und Flüchtigkeit nur den Vornamen ihres Verlobten, aber er war ja auch der deine, und ich glaubte nur dich darunter zu verstehen, so daß ich sie nicht weiter fragte. Es war eine furchtbare Zeit für mich, diese zwei Monate, und ich namenlos unglücklich,“ setzte sie leise hinzu, sich in scheuer Hingabe inniger an ihn schmiegend. — „Aber nun ist alles gut! Weißt du, daß ich dich unsäglich liebe, und hast du mich auch wirklich so von Herzen lieb, genügt mein unbedeutendes Ich deinem reichen Geist?“

„Du Liebste mir auf Erden,“ antwortete er innig und seine Lippen legten sich heiß auf ihre schöne Stirn.

„Alles, was ich je zu träumen gewagt, habe ich vollendeter noch in dir gefunden. Was gäbe es für mich Schöneres, Besseres, Edleres in der Welt als dich!“

„Mein Herbert!“ Sie sagte nichts weiter, aber ihre ganze Seele lag in dem unsagbar süßen Ton dieser Worte.

Ergriffen neigte er seine Stirn auf ihre Hände, aber nicht aussprechen, nur fühlen konnte er das Glück, so geliebt zu werden.

„Und Gerta?“ fragte Hedwig nach einer seligen Pause, denn unwillkürlich drängte sich ihr der Gedanke auf, „ob sie wol so glücklich sein mag, als ich?“

„Ist die Braut meines Veters, eines reichen Banquiers, des Neffen der Kommerzienrätin. Ihre künftige Stellung wird sie befriedigen und sie ganz am rechten Platze sein mit ihrer Anmut und ihrem lebhaften Geist. Ihr Verlobter betet sie an. Ob sie aber so glücklich sein werden, wie wir, mein Lieb, wage ich nicht zu behaupten. Ich fürchte, Gerta ist hauptsächlich durch Reichtum gefesselt worden, dich aber haben Kunst und Liebe mir zugesirt. Jene Fliederzweige sollen mir stets geheiligt sein.“

„Und darf ich meiner Kunst treu bleiben, auch wenn ich dir gehöre?“

„Sobald du sie nicht über mich stellst, Geliebte, und du, als Genie, mich armen Staubgeborenen nicht zu sehr vernachlässigst!“ drote er scherzend.

Sie aber antwortete hingehend:

„Nur in dem Reich der Liebe ist das Weib ein Genie — ich verlange nach keinem andern Ruhm, als nur dich ewig lieben zu dürfen.“

Aus dem Bereiche der Wolken.

Naturwissenschaftliche Betrachtung. Von P. Gronen.

Flende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte.
Schiller, Maria Stuart.

Wer hätte nicht schon einmal ähnlich wie Maria Stuart empfunden, wenn er hoch in den Lüften die Volkenscharen in einem oberen Luftstrom dahintreiben sah, wie von eigener innerer Kraft bewegt, während unten um ihn vollkommene Windstille herrschte. Da dachten wir, oder riesen es wol aus: wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte!

Die Wissenschaft hat sich erst spät in den Bereich der Wolken gewagt; wandelreich in der Form, wie sie sind, sind sie auch in ihrem Entstehen, in ihrem Sein und Wesen nur erst der fortgeschrittenen Wissenschaft begreiflich geworden. Phantasie und Wissenschaft schließen einander gewöhnlich aus; und da die unsägbare Gal der Wolkengestaltungen anscheinend nicht die mindesten Anhaltspunkte für die, oft nur zu sehr nach starren Gestaltungsgelesen suchende Wissenschaft darzubieten schien, so war es kein Wunder, wenn Luke Howard's Versuch, die Wolkenformen dennoch auf gewisse Grundgestalten zurückzuführen, auf Goethe einen fast

sonderbar zu nennenden tiefen Eindruck machte. Der „Dichtersfürst“, wie viele es lieben, Goethe zu nennen, füllte sich durch Howard's Wolkengestalten zu einer dichterischen Verherrlichung des Meisters und seiner Werke begeistert, ja es verlangte ihn, „womöglich etwas, und wären es auch nur die einfachsten Linien, von Howard's Lebenswegen“ zu erfahren, „damit er erkenne, wie ein solcher Geist sich ausgebildet.“

Erinnern wir uns aber, daß Goethe als Naturforscher, auf welche Seite seines Wesens er stets einen nachdrücklichen Wert gelegt hat, mit besonderer Vorliebe auch die Farbenlehre und die Lehre von der Metamorphose der Pflanzen betrieb, so finden wir seine Begeisterung für Howard's Wolkenwissenschaft ganz natürlich, denn alle diese drei Seiten der Naturwissenschaft gehören ebenso sehr in die Welt des Dichters wie des Forschers. Goethe geistert es auch ausdrücklich, welche Seite der Naturforschung ihm zusage und welche nicht, indem er bei dieser Gelegenheit von sich selbst sagt: „Den ganzen Komplex der Witterungskunde, wie er tabellarisch durch Zeichen und Zeichen aufgestellt wird, zu erfassen und daran auf irgend eine Weise teil zu nehmen, war meiner Natur unmöglich; ich freute mich daher, einen integrierenden Teil derselben meiner Neigung und Lebensweise angemessen zu finden.“

Wer weiß, ob one Goethe's eifrigen Hinweis auf Howard's Wolkenarbeit, auf welche ihn selbst übrigens erst Herzog Carl August aufmerksam gemacht hatte, jene nicht noch lange Zeit der öffentlichen Beachtung entzogen geblieben sein würde. Howard ging in einem ausführlichen Schreiben vom 21. Februar 1822 auf Goethe's Wunsch ein, diesem zu erzählen, „wie sich sein Geist ausgebildet habe“, und man lernt daraus in dem Ordner des Wolkenhimmels einen gläubigen und doch auf das Praktische gerichteten Verehrer des Kirchenhimmels, einen Quäter, kennen und achten.

Durch Goethe's Befürwortung fand Howard's kurze und klare Einteilung der Wolken in drei Grundgestalten schnell eine allgemeine Anerkennung und Befolgung, und auch heute noch erkennt sie die Wissenschaft als geltend an.

Wie des Dichters, so sind die Wolken auch des Malers Eigentum. Sie bilden ein sehr wesentliches Mittel für diesen, seinen Bildern, vorzugsweise natürlich den Landschaften und den sich im Freien bewegenden Historien- und Genrebildern, dazu zu verhelfen, daß sie in dem Beschauer einen solchen Eindruck zu Stande kommen lassen, wie derselbe dem Hauptgedanken des Bildes angemessen ist. Es kann gar wol, und leider sieht man dies ziemlich oft, der Himmel eines Bildes den Wert desselben — selbst wenn dieser in allen übrigen Punkten ein großer ist — wesentlich beeinträchtigen.

An einem Landschaftsbilde ist der Himmel gewissermaßen der geistige Hauch, der einigend und zum Einklange verbindend aus dem Bilde erst ein Bild, ein Ganzes macht.

Wenn es sich um Wiedergabe einer bestimmten Gegend handelt, die man nicht anders machen kann, als man sie vor sich sieht, entweder als formenreiches Berggelände oder als eintönige Ebene, so liegt in der That des darüber zu malenden Himmels, worin glücklicherweise der Maler fast vollkommene Freiheit hat, eine außerordentlich große Unterstützung; freilich auch eine nicht minder große Verlockung, das eigene Werk geistig zu zerstören, wenn der Künstler — der er dann freilich nicht ist — in den Wolken weiter nichts sieht, als stets bereite Lückenbüßer, um das langweilige Blau über einer langweiligen Ebene auszufüllen oder zu unterbrechen.

Wenn der unglückliche Maler den unlieblichen Auftrag hat, für guten Ehrenlohn den unschönen, auf getreidewallenden Fluren gelegenen Ritterhof samt umliegenden Besitztüchern zu konterfeien, so kann er daraus ein Meisterwerk machen, wenn er das am Himmel sucht, was ihm die Erde versagt. Doch lernen wir zunächst die Howardschen Wolkenformen kennen, bevor wir es versuchen, der Kunst noch einige Fingerzeige zu geben.

Die Haufenwolke (cumulus) ist gewissermaßen der Ausdruck des ruhigen Beharrens großer, scharf umgrenzter Massen von Wasserdampf in der Luft. Dies Beharren darf aber nur in verhältnismäßigem Sinne gelten, denn wir lernen die Wolke nicht als etwas Fertiges, Beharrendes kennen, sondern erkennen in ihr einen wandelvollen Vorgang der Verdichtung von Wassergas zu sichtbarem Dampf. Im Kleinen gibt uns nicht nur ein sehr anschauliches Bild davon, sondern eine vollkommen gleiche Erscheinung der aus dem Schlot einer Lokomotive ausquellende blendend weiße Wasserdampf, namentlich wenn dieser ihn in einzelnen

Bällen fauchend ausstößt. Jeder solche Ball ist eine kleine Haufenwolke. Diese ist also die Grundform der Wolkenbildung, die aber bloß dann sich behaupten kann, wenn kein Luftzug stattfindet. Sobald die Lokomotive im brausenden Laufe ist, sehen wir den laugen Dampfstreif sich zersparen, und zuletzt sich in Nichts, d. h. in unsichtbares Wassergas auflösen. Jede andere Wolkenform, mit vielleicht alleiniger Ausnahme der ersten Schichtwolke, erhält ihre Umrisse durch den Zug der Luft, und ihre Stellung zu anderen gleichen (wie z. B. die bekanten Schäfchenwolken) vielleicht durch elektrische Spannung. Ueberhaupt ist die Elektrizität, namentlich bei der Bildung und dem oft auffallend andauernden Beharren der Haufenwolken one Zweifel stark beteiligt. Die Farbe der Haufenwolke sowie aller Wolken ist stets von dem auf sie fallenden Lichte abhängig; dies gilt jedoch bei den Wolken insofern in buchstäblicherem Sinne, als die Wolken nicht in der Verschiedenartigkeit ihrer Masse den Grund zu den verschiedenen Farben in sich tragen. Vielleicht bewirken elektrische Spannungen eine verschiedene Lagerung der Wasserbläschen, aus denen die Wolke besteht, und diese verschiedene Lagerung bedingt dann die Farbe, d. h. die Reflexion des Lichtstrahls. Dies scheint jedoch nie lebhaftere Farben hervorbringen zu können. Die rote, orange-gelbe und gelbe Färbung der Wolken sehen wir deshalb nur bei Sonnenauf- und Untergang, weil dann die Strahlen der tief stehenden Sonne durch die Wasserdämpfe der unteren Luftschichten gebrochen werden und nur die genannten drei Farbstahlen, die Grenzfarben des optischen Farbenspektrums, auf die Wolken fallen. Die unbeleuchteten Flächen der Wolken erscheinen uns grau, um so dunkler, je dichter sie sind.

Die Federwolken (cirrus) sind die graziösen Schönen des Himmels, oft von außerordentlicher Voderheit und Duftigkeit. Ihre zallosen Mannichfaltigkeiten der Gestaltung kennen wir alle. Daß namentlich sie unter der Botmäßigkeit des Luftzuges stehen, zeigt ihre Gestalt auf das bestimmteste, namentlich wenn sie als Wetter- oder Windbäume recht eigentlich die Bahn des Luftzuges zu verkörpern scheinen. Nicht selten sieht man die Wetterbäume in Mehrzal ziemlich gleichgestaltet und gleichlaufend neben einander, was auf parallele Luftströmungen zu deuten scheint. Bald ändern die Federwolken bei längerem aufmerksamem Beobachten derselben unaufhaltbar, wenn auch nur in allmählichem Wandel, ihre Form, bald stehen sie auffallend lange in unveränderter Gestalt am Himmel. Sie sind ebenso oft die ersten Anfänger einer sich bildenden, wie sie die Ueberreste einer sich auflösenden Haufenwolke sind. Die Federwolken stehen meist hoch über dem Horizonte und nicht selten unmittelbar über unserem Scheitel, worin sich die Haufenwolken seltener vertheilen.

Am wenigsten tun dies der Natur der Sache nach die Schichtwolken (stratus), welche sich fast immer an der unteren Partie des Himmels lagern und nicht selten unmittelbar auf dem Gesichtsfreie aufliegen. Für die letztere Form, namentlich wenn sie breit und dicht ist und oben mit einer scharfen Linie abschneidet, glaubte Goethe die Bezeichnung *paries*, Wand, einführen zu müssen, was mit dem Volksausdruck Wetterwand oder Wolkenwand übereinstimmt. Die Schichtwolken, die wol keiner weiteren Beschreibung bedürfen, zeigen sich am häufigsten am Morgen- und Abendhimmel, und stehen wol mit der Nebelbildung, der durch schnellen Temperaturwechsel, wie ihn das Kommen und Scheiden der Sonne mit sich bringt, bedingt ist, in nahem Zusammenhang.

In dem Chaos von Gestaltungen, welches zwischen diesen drei Hauptformen liegt, hat Howard drei Ruhepunkte festgestellt, welche aus der Verschmelzung von je zweien von jenen hervorgehen. Auch sie sind uns allen bekant und beweisen den glücklichen Griff, den Howard in diese scheinbar so unbestimmte Formenwelt getan hat.

Die Haufen-Schichtwolke (cumulostratus) ist eine der gewöhnlichsten Himmelserscheinungen. Die meisten Haufenwolken haben eine mehr oder weniger ausgedehnte ebene Grundfläche, als wenn sie auf einer unsichtbaren festen Unterlage aufruhten. Zwischen einer solchen Haufenwolke und einer Schichtwolke, deren oberer Saum mit nur flachen gerundeten Buckeln bedeckt ist, liegen eine große Menge von Uebergängen und Zwischenformen.

Eigentlich ist der echte Cumulostratus diejenige Wolke, welche dem bei ruhiger Luft von einem Eisenbahnzug auf einige Augenblicke hinter sich gelassenen Dampfstrahlen gleicht, wie wir sie in vielfacher Wiederholung übereinander namentlich am März- und Aprilhimmel sehen. Dann zeigt sich oft der ganze Himmel mit grauen Haufenwolken verhüllt, in denen eine geschichtete Gliederung in horizontalen Lagen herrschend ist.

Zu Goethes fünfzigjährigem Todestage.

(Siehe die Illustration auf Seite 324 u. 25.)

„Mehr Licht!“ — so hauchte der sich dann für immer schließende Mund eines der bedeutendsten Menschen und größten Dichters am 22. März vor nunmehr fünfzig Jahren — gleichsam als wolle der Dahinscheidende, der ein langes Leben hindurch nach Licht gerungen und mit der Leuchte der Wissenschaft und Kunst Tagesshelle in den Herzen und Köpfen seiner Mitmenschen zu verbreiten gesucht, damit den nachfolgenden Geschlechtern ans Herz legen, daß weder er noch seine Rüstreiter auf dem Felde des Geistes die Finsternis endgiltig verschucht und daß daher sie an diesem seinen schönsten Vermächtnis festhalten und in der begonnenen Kulturarbeit fortfahren möchten. Dieser letzte Appell an das entweichende Leben ist denn auch in unserer Zeit von tausenden, die meist den Kindern des dichterischen Genies teilnamlos gegenüberstehen, gehört und beachtet worden, und so lebt denn der Drang nach Erweiterung des menschlichen Wissens, dieses Streben nach mehr Licht nicht mehr einzig und allein in den Herzen der hervorragenden und edelsten Geister, nein, er tönt von den Lippen tausender und abertausender wieder und lebt in dem Herzen eines großen Teiles des gesamten Volkes. Ja im Volke, dem auch das lebenslängliche Mühen und Schaffen des Gestorbenen galt, und ihm gehörte er schließlich voll und ganz an, der „Aristokrat“, der Geheimrat, Excellenz Wolfgang von Goethe. Von der Natur in der reichsten Weise mit Gaben des Geistes ausgestattet, hatte ihm auch das Glück die materiellen Schätze gegeben, welche ihn vor der Not und dem Elend, die zumeist die treuesten Begleiter hervorragender Geister sind, zeitweilig bewahren. Diese Gaben aber waren wol auch in Verbindung mit der irdischen Erziehung der Grund zu der Heiterkeit des Gemüts, die ihn bis in sein Alter erfüllte und der harmonischen Bildung seines inneren Selbsts, die ihn so hervorragend ausgezeichnet und ihm mit vollem Rechte die Bezeichnung des „letzten Griechen“ eingetragen hat. Aber dieser Umstand mag wesentlich beigetragen haben, daß ihm das tosende Getriebe des großen politischen Lebens wenig zusagte, und er sich vor ihm am liebsten ins Reich der schönen Künste wie der wissenschaftlichen Forschung flüchtete. Aber die Figuren in seinen schönsten poetischen Schöpfungen, wie in Hermann und Dorothea und in vielen andern sind dem Volke entnommen und sind trotz ihrer idealen Durchbildung Glieder der großen Volksgemeinschaft geblieben; in seinem Faust ist es die gesellschaftlich nützliche Arbeit, welche als Erbhier der Menschheit gefeiert wird und in seinem Wilhelm Meister sind es die Ideen der sozialen Gleichberechtigung, welche von ihm zur Darstellung gelangen und in der pädagogischen Provinz den Ausdruck und die Form erhalten, die ihrer künftigen Durchsührung entsprechen. Goethes Arbeiten gelten nicht nur einer Klasse oder einem Stande der menschlichen Gesellschaft, sie gelten der gesamten Menschheit, und somit war er der echte, wirkliche Volksdichter. Als solcher wird er erst dann voll und ganz erkannt und gewürdigt werden, wenn das Volk sich seine Werke zueigen gemacht, wenn es die Kulturstufe erstiegen haben wird, die er ihm in seinen Werken angewiesen.

Wenn nun aber die „Neue Welt“ die fünfzigste Wiederkehr seines Todestages dadurch ehrt, daß sie eine Szene aus seinem früheren Leben bildlich vorführt, so tut sie wol daran, denn eine Handlung im kräftigsten und besten Mannesalter eines Menschen wird diesen uns auch in seiner ganzen Fülle und Kraft erscheinen lassen. Ist es auch nur ein einfacher Vorgang, an den wir erinnern, so läßt er uns trotzdem seine hervorragende Persönlichkeit erkennen und zeigt uns, wie gut sich der Dichter, der eben seine Pflanzung vollendet, auf die Kenntnis des Menschen verstand und wie er im Notfalle selbst willens ist, die aufgeregtesten Herzen zur Ruhe zurückzuführen.

Im September 1786 hatte Goethe seine italienische Reise angetreten und war nach einem mehr oder weniger langen Aufenthalt in verschiedenen italienischen Städten im März 1787 mit dem ihm von seinem Freunde Tischbein empfohlenen jungen Maler Kniep nach Sizilien abgereist. Auf einem französischen Schiffe, dessen Plagge den Seeräubern Respekt einflößte, kehrte er mit seinem Gefärten im Mai nach Neapel zurück. Ein ungünstiger Wind verhinderte jedoch die Einfahrt in den Golf von Neapel, und so entfernte sich das Fahrzeug immer mehr von der Küste und trieb gegen die Insel Capri, deren Felsen rechts auf unserem Bilde steil emporragen und an denen sie mit dem Schiffe zugrunde gehen mußten, wenn es kein Mittel gab, ihnen zu entgehen. Goethe, der von der Seekrankheit geplagt wurde, hielt sich mit Mühe auf dem Verdeck und war mit seinem Begleiter durch den herrlichen Anblick begeistert, den Capri, der Besuch wie die ganze Küste gewährte. Er hatte auf die nahende Gefahr nicht geachtet, bis die tobende und lärmende Menge der andern Passagiere ihn darauf aufmerksam machte. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß der Kapitän wie der Steuermann ihrer Aufgabe nicht gewachsen seien und man suchte sich nun durch Vorwürfe für die drohende Gefahr zu entschuldigen. Hören wir nun, wie Goethe die Situation selbst schildert:

„Aufmerksam — — — betrachteten wir nun unser Schicksal mit Grauen; denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterscheidend ließ, so bemerkten wir doch, daß das Schiff schwankend und schweigend sich den Felsen (der Insel Capri) näherte, die immer finsterner vor uns standen, während über das Meer hin noch ein leichter Abendschimmer verbreitet lag. Nicht die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken. Schnupftücher und leichte Bänder wurden von jedem

in die Höhe und ins Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern weil der Raum zu eng war, sich darauf zu bewegen, lagen sie gedrängt an einander. Sie noch mehr als die Männer, welche besonnen auf Hilfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Kapitän. Nun ward ihm alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für teneres Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches, aber doch stummes Betragen. Er hatte niemand von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Manöver beobachtet. Nun hießten er und der Steuermann hergelassene Krämer, die one Kenntnis der Schiffskunst sich aus bloßem Eigennutz den Besitz eines Fahrzeuges zu verschaffen gewußt und nun durch Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit alle, die sich ihnen anvertraut, zugrunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien immer noch auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich, länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und redete ihnen zu, mit ungefähre ebensoviel Gemütsruhe als den Vögeln von Malcofine. Ich stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, so daß sie weder denken noch sich unter einander verständigen konnten. „Was Euch betrifft“, rief ich aus, „lehrt in Euch selbst zurück und dann wendet Euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sozner verwenden mag, daß er für Euch tue, was er damals für seine Apostel getan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen, der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hülfstoten aufwachten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist.“ Diese Worte taten die beste Wirkung. Eine unter den Frauen, mit der ich mich schon früher über sittliche und geistliche Gegenstände unterhalten hatte, rief aus: „Ah! il Barlamé! Benedetto il Barlamé!“ Und wirklich sängen sie, da sie onehin schon auf den Knien lagen, ihre Vitaneien mit mehr als herkömmlicher Inbrunst leidenschaftlich zu beten an. Sie konnten dies mit desto größerer Beruhigung tun, als die Schiffsleute noch ein Rettungsmittel versuchten, das wenigstens in die Augen fallend war: sie ließen das Boot hinunter, das freilich nur sechs bis acht Männer fassen konnte, besetzten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matrosen durch Ruderschläge nach sich zu ziehen kräftig bemüht waren.“

Dieses Mittel jedoch wie auch andere waren außerstande, Rettung zu bringen und so ging denn Goethe, den die Seekrankheit durch die Unruhe des Schiffes noch mehr packte, hinunter in die Kajüte, aber durchaus beruhigt. Aus einem Halbschlummer weckte ihn das Rauschen der Tauen, mit denen man die Segel aufspannte, die bald ein leiser, als Retter noch rechtzeitig sich einstellender Luftzug bläte und damit das Schiff von den gefährlichen Felsen fortrieb.

So hatte denn Goethe dadurch, daß er auf das Denken und Fühlen der erregten Passagiere einging, und diese beruhigte, indirekt das meiste zur Rettung beigetragen. Denn wie leicht hätte es nicht passieren können, daß die Verwirrung und womöglich schließlich Empörung den Untergang herbeigeführt hätte, ehe noch der reitende Windeshauch sich eingestellt. Er beweist durch diesen Akt aber, daß er ebensovoll imstande war, direkt ordnend und beruhigend auf die Menschen einzuwirken, wie auch andere sich allerdings leichter behandelnde Objekte in schöner Ordnung umzuformen. Und so bewahrt sich an ihm in diesem Falle das Poeta propheta in recht treffender Weise. Erhaben und wie von einer höheren Inspiration beeinflusst und durchdrungen, steht er da und schon seine ganze Erscheinung ist geeignet, Ruhe und Andacht unter die ungefüge Masse zu bringen. Und als er dann erst zu ihnen spricht, gewinnt der Glaube an eine sichere Rettung Eingang und erfüllt die ängstlichsten Gemüter mit froher Zuversicht.

In derselben Weise hat denn auch der Künstler, Hermann Junker, diese Situation aufgefaßt, und man kann mit Sicherheit sagen, daß ihm die treue Wiedergabe geglückt ist. Zornesaubrücke zuden noch hier und da auf, aber schon fehlt dem Sturm die ungestüme treibende Kraft. Und wie der Mensch Goethe hier die verzehrenden und zerstörenden Leidenschaften beschwört und das entseufte Element in die richtige Bahn leitet, so hat es der Dichter immer getan, indem er dem Volke in seinen großartigen poetischen Schöpfungen die echte schöne Menschlichkeit gelehrt und gesungen, und damit hat er sich den Dank aller lebenden und künftigen Geschlechter verdient. Fr. Nauert.

Diner à part. Unser Bild auf Seite 328 zeigt uns wiederum eine Szene in der Kinderstube, aus der die ganze Raivetat des kindlichen Spiels hervorleuchtet. Elsa und Bertha haben ein großes Festessen veranstaltet, bei dem natürlich ihre besten Freunde, der phlegmatische und plumpe Elefant, die Puppe, Miese und Bello nicht fehlen dürfen. An Lederbüßen ist kein Mangel, ja sogar der Champagner wird herben, sein Mögliches zur Feststimmung beizutragen. Der Miese kommt dies sehr gelegen, sie hat sich denn auch eiligst über einen Teller voll Mandelmilch hergemacht. Würstlicher schon ist Bello, dem die Vorbereitungen und Umstände, die man mit ihm macht, viel zu lang

weilig sind, als daß die Dinge, welche da kommen sollen, ihm Aus-
sicht auf vollen Ersatz geben könnten. Außerdem füllt er sich auch mit
vollem Recht tödlich beleidigt, daß er mit seiner Todfeindin an einem
Tisch sitzen muß. Anders die Puppe. Sie macht ein Gesicht — noch
zücker als es die Süßigkeiten auf dem Tische da sind. Aber trotzdem
verschließt sie den Leztern beharrlich den Mund, ebenso beharrlich wie
ihr Nachbar der Elefant, welcher sich all die schönen Sachen mit einer
Gleichgültigkeit und Geringschätzung ansieht, die für die freundlichen
Gastgeberinnen garnicht angenehm sind. Aus allen diesen Gründen ist
daher die Stimmung bei Tafel eine gedrückte und als gar noch Wieze
und Vello ihre uns sehr bekanten Töne hören lassen, die einen tätlichen
Ausbruch ihrer Feindschaft ankündigen, löst sich die Tafelgesellschaft in
völliger Disharmonie auf. Die streitsüchtigen Bierföhler werden hin-
angesteckt, der mürrische Elefant wandert zur Strafe in einen Winkel
und die kokette und spröde Puppe in ihren Puppenstuhle. Dort mögen
sie warten, bis es den beiden gastfreundlichen Schwestern gefällt, sie
einer erneuten Einladung würdig zu finden. Lange wird diese jedoch
nicht auf sich warten lassen, da Elsa und Bertha versöhnliche Na-
turen und die übrige Gesellschaft ihre so alten und guten Spiel-
genossen sind, daß sich ihre kleinen Schwächen schon leicht vergessen
lassen. Für uns aber ist dieser scheinbar sehr unbedeutende Vorgang
von größerem Interesse, als mancher nach dem ersten Blick glauben
möchte, denn er zeigt uns den kaum erwachten und sich entwickelnden
gesellschaftlichen Trieb im Menschen, one dessen Pflege unsere ganze heutige
Kultur unmöglich wäre. — Der Künstler, der das Bildchen erzeugt,
heißt Fritz Sinderland und ist 1836 zu Düsseldorf als der Sohn eines
bekanten Genremalers geboren. Anfangs Ingenieur besuchte er später
die dorige Akademie und ist nun gleichfalls im Genre tätig. Die
Probe, welche wir von seiner Kunst hier gegeben, mag genügen, um
sich ein Urteil über sein Können zu bilden.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

**Die Anteilnahme mancher Dichter an den Geschöpfen ihrer
Phantasie** kan sich bis zu Zuständen leidenschaftlicher, krankhafter
Erregtheit steigern. Dafür folgende Beispiele. Diderot agierte mit
Händen und Füßen, wenn er arbeitete, leuchte, rante im Zimmer auf
und ab, warf seine Perücke in die Luft, sing sie auf, setzte sie wieder
auf den Kopf, um sie gleich nachher wieder in die Luft zu schleudern
und stieß dabei halb unterdrückte schreiende Laute aus oder geriet in
Zuckungen. Einer seiner Kollegen fand ihn eines Tages in Tränen
schwimmend. „Mein Gott,“ rief dieser, „was schilt Ihnen?“ — „Ich
weine über eine Erzählung, die ich mir eben ausdenke,“ versetzte Diderot.
Inbezug auf Schiller wird das nachstehende erzählt. Von einem
Spaziergange zurückkehrend fand ein Bekanter des Dichters, durch ein
Parierefenster von Schiller's Wohnung in Gohlis sehend, diesen lang
auf den Boden hingestreckt, wobei sein Körper in heftigster Bewegung
war. Bestürzt trat jener ein und frag, ob ihm etwas zugefallen sei.
Schiller aber rief nur aus: „Lassen Sie mich!“ Nach einiger Zeit
kam der Dichter erschöpft zu dem nämlichen Freunde und teilte ihm
mit, daß er soeben den Plan zu einer Szene des Don Carlos gefaßt
habe. Der Gewährsmann für diese Mitteilung, Endner, sagte, sich
später wieder dieses Auftritts erinnernd, daß es sich um die Szene
zwischen der Eboli und Don Carlos gehandelt habe, nur wisse er nicht
mehr mit Bestimmtheit zu behaupten, ob Schiller die Idee zu dieser
Szene in erwänter Weise gefaßt oder die schon entworfene im Detail
ausgeführt habe. — Am charakteristischsten und ergreifendsten aber ist,
was Adolph Wilbrandt von Heinrich von Kleist berichtet, als dieser
1807 in Dresden an seiner Tragödie „Penthesilea“ arbeitete. Selten
hat wol ein Dichter mit dem Geschöpf seiner Muse so innig und leiden-
schaftlich mitempunden, wie Kleist mit seiner Amazonenkonigin, in der
er sich selbst verflucht und gerichtet hatte. Als er das Stück zu Ende
schrieb, pflegte Psuel, sein damaliger Freund, am Abend zu ihm zu
kommen und bei Tee oder Milchsuppe die neuesten Verse zu hören.
Eines Abends, als er wieder bei dem Dichter eintritt, findet er ihn,
den Kopf aufgestützt und in einem Strom von Tränen. „Was hast
du, was ist dir?“ „Nun ist sie tot,“ war alles, was Kleist unter
Tränen erwiderte. Er meinte die Penthesilea. Dr. M. V.

Gemälde-Preise. Folgende von einem unserer bedeutendsten
Kunsthändler herrührenden Angaben über den gegenwärtigen Stand
des deutschen Gemäldehandels dürften von allgemeinem Interesse sein.
Malart bewegte sich mit seinen bekanten größeren Kompositionen zwischen
50—70 000 Mark, Ludwig Knaut zwischen 30—40 000 Mark, doch soll
seine „heilige Familie“, welche er für die verstorbene Kaiserin von
Russland malte, 75 000 Mark gekostet haben. Annähernd gleiche Preise
erzielten Ad. Menzel, G. Max, Wilh. Diez, Defregger, Veibl, Siemi-
radzki, Bantier, Kurzbauer, Piloty, Lembach. Zwischen 8, 10 und
15 000 M. schwankten die Preise für Gemälde von Grüner, E. Zimmer-
mann, Löffow, und wie rasch die Leistungen einzelner Künstler im Preise
emporschnellen, beweisen Fritz Aug. Raulbach's zierliche und geistvolle
Studienköpfe, für welche vor sechs Jahren 150—300 süddeutsche Gulden
gezaht wurden, und die jetzt aus der Hand des schnell berümt gewordenen
Meisters nicht unter 3500—4000 Mark zu haben sind. Für das Genre
und das historische Fach, welche auf nationalem Boden wurzeln, werden
höhere Preise gezahlt als für Landschaften. Die ersten Landschaftler
Hier, Wenglein, Baish, Schönleber, Willraider, Andreas und Oswald
Nebenbach zc. bewegen sich zwischen 6—10 000 Mark, die Tiermaler

Braith, Biezel, Volz, Mayerheim zwischen 2—4000 Mark. Etwa in
gleichem Verhältnis stehen die Preise für Handzeichnungen, wobei aber
zu bemerken ist, daß viele der tüchtigsten Künstler absolut keine Zeich-
nungen machen können. Defregger hat niemals einen Bleistift in die
Hand genommen, die Genialität sitzt eben in dem Pinsel, und manchen,
denen eine gute Federzeichnung wol gelingen könnte, haben weder Mut
noch Lust dazu; eine Ausnahme machen Diez, Fr. Aug. Raulbach,
Menzel, Bassini, deren Originalzeichnungen zu erlangen schon ein kleines
Kapital erfordert. Ein einfach getuschtes Blatt von Menzel, — der
in seiner Nüchternheit lieber häßlich als unwahr erscheinen will, — und
dessen dem Werktagsleben entnommene Figuren uns oft in sehr natura-
listischer Weise den Rücken zuehren — drei Figuren in ihrem Arbeits-
anzug, mit der niedrigsten Straßenarbeit beschäftigt, kostete z. B.
2000 Mark; Aquarellen desselben Malers, deren Gegenstand oft nur
äußerst wenig Sympatie in einem ideal gestimmten Gemüt erwecken kann,
werden in Paris und London mit 5—6000 Franken bezalt. — r.

Wallenstein's Brachliebe und Verschwendung überstieg be-
kanttlich alle Grenzen. Wir besitzen darüber einen im Dresdener Archiv
aufgefundenen Bericht des kurfürstlichen Geschäftsträgers Lebzelter, der
1629 in da' Hauptquartier Wallenstein's nach Halberstadt gesant worden
war. Zu des Herzogs Hofstaat gehörten 46 Heerwagen zu je 6 Pferden,
46 Kaleschen je zu 4 Pferden, 7 Leibkutschen je zu 6 Pferden, im Ganzen
also 502 Wagenpferde, und dazu noch 120 Reitpferde, ohne die Mantie-
tiere und Sänftenpferde; ferner die oberen Hofchargen mit 110 Pferden,
die anderen Hofabelligen mit ebenfalls 110 Pferden; die zur Tafel-
bedienung gehörigen oberen Beamten mit 117 Pferden, die übrige höhere
Hofdienerschaft mit 32 Pferden, endlich 16 Edelknaben. Dann erst kam
die untergeordnete Dienerschaft: Kammerdiener, Zalmmeister, Garderoben-
meister, Kammer-Jouriere, Kanzlisten, Kammerherren, Portiers,
Musikanten, Hofmeister, Focht-, Tanz-, Voltigiermeister für die
Edelknaben, Bereiter, Silberdiener, Schirmmeister, Wagen- und andere
Handwerksmeister, 15 Köche, Kellner, Lakaien u. s. f., zusammen wieder
über 100 Personen, ohne die 50 Trabanten und 100 Leibkroaten. Der
Aufwand durch Speise und Trant überstieg gleichfalls alles erdenkliche
Maß. — Sein Prager Palast erhielt die kunstvollsten Ausschmückungen;
an der Decke des Festsaals hatte er sich als Triumphator malen lassen
„auf einem mit vier Sonnenrossen bespannten Wagen und einen Stern
über seinem lorbeerkränzten Haupte.“ Eine eigene Leibwache diente
zu seinem Schutz, 60 in Gold und blaue Seide gekleidete Edelknaben,
4 Kammerherren und 12 Ritter bildeten seine nächste Umgebung; 300
Koske in seinem Marstall fraßen aus marmorornen Krippen. Diesem Auf-
wande entsprach sein ungeheurer Reichtum, der sich durch den Krieg in's
Unglaubliche gemehrt hatte. Dr. M. V.

Chinesische Besonderheiten. Dem europäischen Reisenden, der
zum erstenmale seinen Fuß auf den Boden des „Reichs der Mitte“ setzt,
fallen soviel Widersprüche mit den Bräuchen seiner Heimat in's Auge,
daß er wol unwillkürlich an das Märchen von der „verkehrten Welt“
erinnert wird. So z. B. lassen die Chinesen ihre Schiffe und Dschunken
seitwärts vom Stapel. Der Reiter steigt an der rechten Seite auf's
Pferd. Der Schüler, der seine Lektion besagt, kehrt seinem Lehrer
den Rücken. Wenn der chinesische Dandy zu einem Gesellschaftsball
geht, zieht er nicht etwa leichte Tanzschuhe an, sondern er bekleidet seine
unteren Extremitäten mit so dickem solidem Schuhwerk, als er es er-
halten kann. Weiweiß wird zum Stiefelputzen gebraucht. Bei Besuchen
erfordert es die Höflichkeit, den Hut aufzu behalten, und wenn man
seinen Wirt begrüßt, hat man die eigenen Hände zu falten und sich so
gewissermaßen selbst die Hand zu geben. Malzeiten beginnen mit Zuder-
werk und Früchten und enden mit Fischen und Suppen. Beim Essen
darf nicht gesprochen werden. Die Tafel darf weder durch den Körper,
noch durch die Kleidung des Essenden berührt werden. Gestattet ist es,
beim Essen mit den Lippen zu schmaugen und kurze, lobende Bemerkungen
über die Speisen zu äußern. Weiß ist die Trauerfarbe. Man kann
sehen, wie der Erwachsene aufs ernsthafteste mit dem Steigenlassen seines
Drachens beschäftigt ist, während die Jugend die Geschicklichkeit des Alten
bei dieser Tätigkeit bewundert. Bücher sangen am Ende an. Das Seiten-
verzeichnis ist unten und man hat von rechts nach links zu lesen. Der
Zuname geht dem Taufnamen vorher und die Mutter, die ihr kleines
Kind liebt, hält dasselbe, anstatt es zu fassen, an die Nase und riecht
es an, so etwa, wie man an einer Nase riecht. In Ermangelung eines
Stodes peitscht der Lehrer seine Schüler wol mit seinem Poppe. —
Schl.

Begrüßungen. Sehr häufig drückt sich in den Grüßen der
Karater des Volkes und des Landes aus. So grüßt der vielreisende
Holländer mit der Frage: wie reiset Ihr? und in dem bekanten: how
do you do? (wie tußt Du) der Engländer zeigt sich ganz das ge-
schäftige Wesen dieser Nation. Auch der vielhandelnde Neugriecher grüßt
mit: was tußt Du? während das: freue Dich! der alten Griechen die
ganze Lebenslust des heiteren Hellas atmet. Auch in dem: salve! (sei
gesund und stark) der ersten Römerzeit zeigt sich der Zug jener Periode:
gesunde, kräftige Staatsbürger zu erziehen, die in den ewigen Kriegen
den Strapazen des Schlachtfeldes gewachsen sind. Das: Quid agis
dulcissima rerum? (was tußt Du, süßestes der Dinge?) des römischen
Kaiserreichs dagegen zeigt schon den verfeinerten Ton und die weichere
Lebensart, die jene Zeit charakterisiert und auch der Gegengruß auf diese
Phrase: Suaviter (angenehm) zeigt das Bestreben, das Leben sorglos
und heiter zu genießen. Der lebhafteste Franzose grüßt mit: Bon jour,
(guten Tag). Comment ça va? (wie befinden Sie Sich), während der

Spanier mit einem: mögest Du lange Jahre leben, dem Freunde die Hand drückt. Befant ist das arabisch-hebräische: salem (Friede), welches im slavischen: mir, was gleich als Frieden bedeutet, sein Seitenstück findet. Das deutsche: gehab dich wol! finden wir in entlegenen Teilen Rußlands in dem: Zdravstvo (seid wol) wieder, während das deutsche: guten Morgen! bei den Türken in dem Grusse: möge Dein Morgen gut sein, wiederkehrt. Der Gruss der Ägypter: schwitzet Ihr viel? zeigt auf das Klima des Landes hin, und der Perser, der den Freund durch ein: möge Dein Schatten sich nie verringern! begrüßt, deutet dadurch an, daß es ihm als großes Unglück erscheinen würde, wenn sein Körper sich verringere. Charakteristisch ist auch der Gruss der Chinesen: habt Ihr Euren Reis gegessen? wodurch auch dem Nichtkundigen klar wird, welche wichtige Rolle der Reis auf der Insel des Bewohners des Reichs der Mitte spielt. Daß die Chinesen überhaupt Respekt vor der wichtigen Rolle haben, die die Speisen und was damit zusammenhängt im Leben spielen, zeigt ein weiterer Gruss, der bei ihnen im Gebrauch steht und der da lautet: Seid Ihr mit Eurem Magen zufrieden? Unzählig sind die besonderen Begrüßungen unter Körperlichkeiten, Gewerben u. dergl. Wir erinnern nur an das: Glück auf! der Bergleute und an das weniger sinnvolle: Gut Heil! der Turner. Im allgemeinen sinken im gewöhnlichen Gebrauche alle Grüsse zu leerem Gerede hinab, bei welchem sich weder der Grüßende noch der Begrüßte irgend etwas denkt. — Schl.

Freien und Hochzeit bei den Wotjaken. Unter Ländlich-sittlich brachten wir in Nr. 22 über verschiedene seltsame Gebräuche der Wotjaken einige Mitteilungen. Heute sind wir in der Lage, über diesen Volksstamm noch einige Notizen zum besten zu geben, welchen wiederum eine längere Abhandlung des Dr. M. Buch im „Auslande“ zugrunde liegt. Die Moral, welche bei diesem von Geburt an schon an eine ganz besondere Abhärtung gewöhnten Völkchen in geschlechtlicher Beziehung herrscht, ist nun von der unsern gerade so verschieden wie die Behandlung der Säuglinge dort von der bei uns. Mädchen und Bursch verkehren durchaus zwanglos, und es ist sogar schimpflich für ein Mädchen, von keinem Burschen aufgesucht zu werden. „Liebt der Bauer ein Mädchen nicht, liebt auch Gott es nicht“, lautet dort ein Sprüchwort, welches dieses Verhältnis am besten charakterisirt. Ehrenvoll ist es daher auch für ein Mädchen, Kinder zu haben, sie bekommt in diesem Falle eher einen reichen Mann und ihr Vater einen höhren Kaufmann. Kinderlosigkeit gilt überhaupt als Schimpf, und es soll vorgekommen sein, daß ein Mann seine Frau verließ, weil sie ihm keine Kinder geboren. Das verheiratete Weib ist aber dem Manne sehr treu, wie sie auch als fleißige und tüchtige Hausfrau geschildert wird. Da das edlere und höhere Gefühl der Liebe den Wotjakenfrauen fremd ist, so mag für sie auch kein Grund vorhanden sein, die Treue zu brechen. Nach der Logik, die bei diesen Menschen herrscht, widerspricht die Sitte, einem besonders wertigen Gast die Frau zu allen möglichen Dienstleistungen zu überlassen, der ehelichen Treue durchaus nicht, ja man soll es sogar demjenigen stark übelnehmen, der die Hingebung der Frau oder Tochter des gastlichen Hauses zurückweist. Vor dem 20. oder 23. Jahre tritt kein Mädchen in die Ehe, während die Männer nicht nach dem 20. Jahre heiraten, meist aber schon mit dem 18. Es ist sogar schon vorgekommen, daß von so einem Paare der Bräutigam 13, die Braut 26 Jahre alt war. Die Eltern des Bräutigams zahlen den Eltern der Braut einen Kaufschilling, der meist 30–60 Rubel, unter Umständen auch mehr oder weniger, beträgt. Die Braut, die immer aus einem andern Dorfe geholt wird, bekommt als Entgelt eine Aussteuer von gleichem Werte. Die Einleitung zum Freien ist ebenso originell. Der Bursch, welcher ein ihm passendes Mädchen gefunden, geht abends in ihr Haus und bietet ihr mit den Worten: „Wir bringen Tabak zum Schnupfen“ eine Prise Schnupftabak an, der sonst selten gebraucht wird. Nimmt sie die Priese an, so reicht er die Dose auch den andern Familiengliedern, plaudert einige Worte und geht fort, um an den nächsten beiden Abenden diese originelle Brautwerbung zu wiederholen. Erst dann kommt der Vater oder Brautwerber des Burschen, um wegen des Kaufschillings zu unterhandeln. Die Braut geht, nachdem man sich geeinigt, sofort ins Haus des Bräutigams und bleibt dort eine zeitlang. Ihr Vater nebst Verwandten kommt gleichfalls auf eine Woche, doch darf sich der provisorische junge Ehemann vor dem ersteren nicht sehen lassen oder, wenn dies dennoch geschieht, nicht merken lassen, daß er ihn leut. Die Hochzeit dauert eine ganze Woche und das ganze Dorf nimmt an den Schmausereien Anteil. Danach kehrt die Braut wieder in Mädchenkleidern ins Elternhaus zurück, von wo sie dann vom Brautwerber und

den Verwandten des Bräutigams abgeholt wird, die dann auch den Kaufschilling bezahlen. Auf festlich geschmücktem Gespann mit Schellen-geklänge rückt der Hochzeitszug ein und dann beginnen die nunmehr drei Tage dauernden Hochzeitsfeierlichkeiten von neuem. Die Feierlichkeiten selbst bestehen in langweiligen sich wiederholenden Ceremonien, Schnapstrinken, Tabakrauchen, Schwitzen, programmäßigem Feiern seitens der ganzen Hochzeitsgesellschaft u. s. f., und daß am Schluß die ganze Gesellschaft stark bezechet ist, ist klar. Die Trauung der getauften Wotjaken seitens des Popen findet erst später, unter Umständen auch sogar erst nach Monaten statt.

Für Haus und Hof.

Eine sehr nützliche Küchengartenpflanze ist die viel zu wenig beachtete Pastinake. Ihre Brauchbarkeit ist eine sehr mannigfaltige. Die Wurzel ist süß und verleiht der Suppe einen angenehmen gewürzhaften Geschmack. So wie die gelben Rüben als Gemüse bereitet, ist sie ebenfalls gesund und wolschmeckend. Außerdem kann die Pastinake zur Bereitung eines guten Brantweins und mit etwas Hopfen verjagt selbst zur Herstellung eines vortrefflichen weinartigen Getränkes verwendet werden. Auch wenn man die Wurzeln fein zerhackt und zerquetscht, dann mit Wasser übergießt und Zuder sowie eine Kleinigkeit Weinsäure zusetzt, erhält man ein dem Traubenweine ähnliches, mündendes Getränk. Der Landwirt kann Blätter und Wurzeln der Pastinake sowohl als vorzügliches Mastfutter, wie als gutes Milchfutter nutzen.

Schuhwerk kann man wasserdicht machen und konservieren, wenn man 5 Gewichtsteile Harz, 125 gelbes Wachs, 125 Hammelfett und 500 Gewichtsteile Mohnöl über einem Kolentfeuer schmilzt (um das Anbrennen zu vermeiden), sie dann gut untereinanderührt und mit einer Bürste noch warm auf Oberleder und Sole aufträgt.

Stärke wird vorzüglich glänzend und steif gemacht, wenn man beim Bügeln ein wenig Borax und Stearin zusetzt.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Hannover. A. N. Daß Ihr vier Jahre alter Kleinkind und Nachenkatarrh nicht leicht zu heben ist, läßt sich bestritten. Aber warum haben Sie ihn so alt werden lassen und befinden Sie sich seit 2 1/2 Jahren in der Behandlung eines Spezialarzes? Die Auszungen und Inhalationen, vermuthlich warme Wasserdämpfe mit Tannin oder Opium, mit denen der Arzt gegen Ihr Leiden zu Felde zieht, entsprechen dem gegenwärtigen Stande der Heilkunde, bieten aber nur dann möglichst sichere Aussicht auf Erfolg, wenn Sie beständig Tag und Nacht in gelinder und zwar warmer und warmer, besonders feuchtwärmer Luft atmen, auf der Straße sich gewöhnen nur durch die Nase zu atmen und bei rauher Luft ein Tuch vor den Mund zu halten — die früher und von manchen Aerzten auch heute noch viel empfohlenen „Respiratoren“ sind lieber zu vermeiden —, wenn Sie ferner Ihr Stimmorgan durch Singen und lautes Erzählen nicht anzuregen, endlich nur reizlose, am besten weiche und schleimige Speisen genießen und Gewürze, sowie Spirituosen und saure Getränke völlig beiseite lassen. Erlauben Ihnen Ihre Mittel durchaus nicht, in ärztlicher Behandlung zu bleiben, so verzichten Sie auf die Auszungen ganz und beschränken Sie auf Inhalationen reiner Wasserdämpfe mit Kochsalz, die man kostenlos in jeder Häuslichkeit haben kann; im übrigen beachten Sie genau alle die oben angegebenen Vorstöße- und Schonungsmahnrufen.

Speyer. A. Br. Das Höllestein genannte salpetersaure Silberoxyd, gewonnen aus in Salz lösliche gelbem kupferhaltigen Silber wird nur zu oberflächlichen Arzungen bei Gichtwunden, Hämorrhoiden, Warzen etc. verwendet. Die durch Berührung der Angerheit mit Höllestein entstehenden schwarzen Flecken entfernt man am schnellsten mit Jodlösung.

Gelsen. Strampfwirter L. M. Da Sie Ursache haben, mit dem Gelde sparsam umzugehen, so kaufen Sie keines von den beiden Büchern, berechnen Sie anfragen, sondern „das Buch für Gesunde und Kranke“, von Dr. J. Bürli, welches zu Bern im Verlage von Heubergers erschienen ist. Es kostet nur vier Mark und wird für Sie die Beste sein. Daß übrigens gar kein Buch in schmerzlicher Krankheitsfällen einen gewissenhaften und vorurteillosen, auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Arzt empfehlen kann, werden Sie wol auch meinen.

Redaktionskorrespondenz.

Grimma. S. S. Derartige physikalische Apparate können Sie bequem und verhältnismäßig billig aus Leipzig von Ernst Heilmanns Lehrmittelhandlung beziehen. Ein Apparat zur Erklärung der Hebel kostet 6 bis 8 Mark, dagegen freilich ein Apparat zur Demonstration der Hebelgesetze 27 Mark, ein Apparat zur Lehre vom Keil 12 Mark, ein Flaschenzug mit 4 Rollen 5 Mark 50 Pf., ein Apparat zum Wägen der Luft 9 Mark u. s. w. Sie urteilen sehr richtig, wenn Sie meinen, daß solche Apparate als Spielzeug und Beschäftigungsmittel für die heranwachsende Jugend vortrefflich zu gebrauchen sind. Nur wäre zu wünschen, daß dieselben doch noch ganz erheblich billiger zum Verkauf gebracht würden, damit sie für recht weite Volkskreise zugänglich würden und so einen großen Teil unserer jungen Welt spielend mit den Grundlagen unserer Naturwissenschaften vertraut machen könnten.

Reichst. St. Sie haben recht. Anders ist doch ein Druckfehler nicht gefürchtlich, da jeder verständige und halbwegs unterrichtete Leser keinen Augenblick zweifeln kann, daß an der betreffenden Stelle auf S. 161 der N. W. v. d. J. nur die Franzosen von 1789 gemeint sein können und nicht die von 1879.

Mit dieser Nummer schließt das II. Quartal des 7. Jahrgangs der „Neuen Welt“. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, die Bestellungen auf das III. Quartal ungesäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.
Die Expedition der „Neuen Welt“.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fortsetzung statt Schluß.) — Die Urkunden des Menschengeschlechtes. Von Paul Schäfer. (Schluß.) — Die Fliederzweige. Eine einfache Geschichte von E. Dreßler. (Schluß.) — Aus dem Bereiche der Wolken. Naturwissenschaftliche Betrachtung. Von D. Gronen. — Frucht und Saat. — Zu Goethes fünfzigjährigem Todestage. (Mit Illustration.) — Dinner à part. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Die Annelinname mancher Dichter an den Geschöpfen ihrer Phantasie. — Gemälde-Preise. — Wallenstein's Brachliebe und Verschwendung. — Chinesische Besonderheiten. — Begrüßungen. — Freien und Hochzeit bei den Wotjaken. — Für Haus und Hof: Eine sehr nützliche Küchengartenpflanze. — Schuhwerk kann man wasserdicht machen und konservieren. — Stärke wird vorzüglich glänzend und steif gemacht. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigsstraße 26 in Stuttgart.
Druck und Verlag von J. F. W. Dieß in Stuttgart.